

**Nora Lege**

# **Wie Kinder Männer und Frauen machen**

**Über die alltägliche Konstruktion von  
Zweigeschlechtlichkeit im Kinderkriegen**

# WISSENSCHAFTLICHE BEITRÄGE AUS DEM TECTUM VERLAG

Reihe Sozialwissenschaften



# WISSENSCHAFTLICHE BEITRÄGE AUS DEM TECTUM VERLAG

**Reihe Sozialwissenschaften**

Band 83

Nora Lege

## **Wie Kinder Männer und Frauen machen**

Über die alltägliche Konstruktion von  
Zweigeschlechtlichkeit im Kinderkriegen

Tectum Verlag

Nora Lege

Wie Kinder Männer und Frauen machen. Über die alltägliche  
Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit im Kinderkriegen  
Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum Verlag:  
Reihe: Sozialwissenschaften; Bd. 83

© Tectum – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2017

eISBN: 978-3-8288-6803-8

ISSN: 1861-8049

Print: 978-3-8288-4000-3

Besuchen Sie uns im Internet  
[www.tectum-verlag.de](http://www.tectum-verlag.de)

### **Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind  
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Für die langjährige Unterstützung möchte ich besonders  
Dr. Katja K. Hericks danken.

Außerdem möchte ich für die Unterstützung bei der Erstellung dieses  
Buches  
Dr. Almut Peukert danken,

sowie Corinna Harsch,  
Stefan Munnes,  
Friederike Kressner,  
Matthias Wagner und  
meinen Eltern.



# Inhaltsverzeichnis

**Reproduktion zwischen institutioneller Fortpflanzung und der Geburt neuer Leitbilder – ein Geleitwort von Dr. Katja K. Hericks und Dr. Almut Peukert ..... 1**

**1. Einleitung ..... 11**

**2. Prokreation als Forschungsgegenstand ..... 15**

2.1 Der fehlende Blick auf die Konstruktion des Kinderkriegens ..... 15

2.2 Der Prokreationsbegriff. Nicht nur Generativität, Reproduktion oder Fortpflanzung ..... 21

**3. Die Verstrickung von Geschlecht und Prokreation ..... 25**

3.1 Geschlecht als soziale Konstruktion ..... 27

3.2 Bedingt Prokreation Geschlecht oder Geschlecht Prokreation? ..... 32

**4. Forschungsdesign ..... 37**

4.1 Datenerhebung..... 38

4.2 Datenauswertung entlang der Grounded Theory ..... 47

**5. Die alltagsweltliche Konstruktion von Prokreation ..... 55**

5.1 Kinderlosigkeit als konstitutives Anderes ..... 56

5.2 Ein Zeugungs-, Austragungs- und Gebäarkomplex ..... 63

5.3 Der Zeitpunkt des Kinderkriegens ..... 78



5.4	Wodurch wird die Entscheidung für das Kinderkriegen ausgelöst? .....	90
5.5	Der „Erhalt der Art“ und des Individuums.....	102
<b>6.</b>	<b>Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit in der alltagsweltlichen Idee des Kinderkriegens .....</b>	<b>115</b>
6.1	Erklärungsstrategien: Normalisierung, Naturalisierung, Individualisierung .....	115
6.2	Das vergeschlechtlichte Kinderkriegen als natürliche Gesetzmäßigkeit .....	117
6.3	Mehr individuelle Entscheidung als natürliches Gesetz? .....	119
6.4	Die Homogenität der Entscheidung als Ausdruck „weiblicher Natur“ .....	121
6.5	Das „natürliche“ Kinderkriegen für den „männlichen Selbsterhalt“ .....	122
6.6	Die Konstruktion einer Geschlechterordnung .....	124
<b>7.</b>	<b>Fazit.....</b>	<b>127</b>
<b>8.</b>	<b>Literaturverzeichnis .....</b>	<b>129</b>

# **Reproduktion zwischen institutioneller Fortpflanzung und der Geburt neuer Leitbilder – ein Geleitwort von Dr. Katja K. Hericks und Dr. Almut Peukert**

## **Geschlechterdifferenzierende Familie als historisches Deutungsmuster**

Es gibt Männer und Frauen und das wechselseitige Begehren derselben, weil die Menschheit sich so fortpflanzt. Dieses Narrativ wird alltagsweltlich als vollkommen hinreichender Grund für die Zweiteilung von Geschlecht sowie die Exklusivität und Naturhaftigkeit der Geschlechtskategorien wahrgenommen. Auf ihm basieren seit der Sattelzeit (um 1800) die Ungleichheit der Geschlechter und ein spezifisches hegemoniales Verständnis von Familie (Schiebinger 1995; Honegger 1993, 2011). Demnach besteht Familie aus einem erwachsenen Mann, einer erwachsenen Frau und ihren gemeinsamen leiblichen Kindern. Geschlechterungleichheit und die heterosexuelle Familie wurden dabei systematisch aufeinander bezogen und so reflexiv abgesichert. Die familiäre Hierarchie mit einem männlichen Oberhaupt und die ebenfalls hierarchisierte geschlechterdifferenzierende Teilung familialer Pflichten tabuisieren die Gleichheit der Geschlechter und festigen die Ungleichheit (Rubin 1975; Hausen 1976; Frevert 1995). Dass das Narrativ nun über die zwei Jahrhunderte hinweg so hartnäckig ist, lässt sich historisch nachvollziehen: Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein war das Deutungsmuster Familie nicht nur ein soziales Idealbild des individuellen Lebensvollzugs. Vielmehr wurden auch Staaten nach diesem Bild konstruiert – wovon der Begriff des Landesvaters noch zeugt – und mit ihnen nationales sowie internationales Recht (Whitworth 1994; Frank et al. 2010). Beispielsweise wurde bis 2000 die Staatsangehörigkeit über dieses Leitbild geregelt, indem Frauen keine eigene Staatsangehörigkeit hatten, sondern bis zur Ehe die des Vaters, danach die des

Ehemanns erhielten (vgl. Gosewinkel 2011), und nach wie vor finden wir das Modell der Vaterfamilie im Steuerrecht (Ehegattensplitting) und in den Steuerformularen. Dies ist die eine Seite.

Auf der anderen Seite verliert die Konstitution des Sozialen über das Leitbild Familie seit den 1940er-Jahren sukzessive an Bedeutung zugunsten einer Orientierung am Individuum. Exemplarisch dafür stehen die globalen Veränderungen des Sexualstrafrechts seit der Nachkriegszeit, in welcher das Leitbild der sexuellen Selbstbestimmung die biopolitische Ausrichtung auf die Reproduktion der Bevölkerung zunehmend verdrängt (Frank und McEneaney 1999; Frank et al. 2010). Parallel dazu wurden durch Frauenbewegungen die reproduktiven Rechte von Frauen gegenüber den reproduktiven Interessen von Staaten gestärkt. Seit den 1960er-Jahren bildet sich dieser Paradigmenwechsel in einer Liberalisierung von Abtreibungsgesetzen in vielen Weltregionen ab (Ramirez und McEneaney 1997; Boyle et al. 2015). Die rechtliche und kulturelle Individualisierung führte also dazu, dass die normative Macht des Deutungsmusters der heterosexuellen (über die Institution Ehe zusätzlich abgesicherten) Familien bröckelt. Alternative Lebensgestaltungen, wie das Single-Dasein, kinderlose Partnerschaften oder die sogenannten Regenbogen- und Patchworkfamilien, gewinnen zunehmend an Legitimität. Gleichzeitig entwickeln sich die medizinischen und technischen Möglichkeiten zur Entkopplung von Koitus und Kinderzeugung in beide Richtungen weiter: als folgenlose Sexualität und als asexuelle Prokreation. Medien projizieren mit Bildern schwangerer Männer die mutmaßliche Zukunft einer geschlechtslosen Fortpflanzung, die von den letzten Ressourcen geschlechtlicher Ungleichheit befreie (z.B. taz 19. Oktober 2016). Das Narrativ verliert dadurch an Glaubwürdigkeit, und die Unterscheidung der zwei und nur zwei notwendigen Geschlechter wird zunehmend infrage gestellt.

Gegen diese Entwicklung agieren verschiedene Träger parlamentarischer wie außerparlamentarischer Politik, darunter die AfD, die „Demo für alle“ in Stuttgart oder Repräsentanten der großen Kirchen. Sie binden diskursiv die medizinischen und technischen Möglichkeiten von Schwangerschaftsverhütung und -abbruch, Reproduktionsmedizin, Leihmutterschaft und Adoptionsrechte immer wieder an das Ideal des heterosexuellen, verheirateten

Paares mit leiblichen Kindern zurück. Gerade im zunehmenden „Anti-Genderismus“ (Hark und Villa 2015) werden eine traditionale Ordnung des Kinderkriegens und die binär-exklusive Geschlechtsdifferenzierung gemeinsam naturalisiert und gegen liberale, auf Selbstbestimmung bezogene politische Haltungen sowie konstruktionstheoretische wissenschaftliche Ansätze verteidigt.

## **Die Zweigeschlechtlichkeit des Kinderkriegens in der Soziologie**

In der konstruktionstheoretisch orientierten Soziologie des Geschlechts wird die Kategorie Geschlecht nicht (mehr) als (biologische) Eigenschaft von Individuen, sondern als ein in Interaktionen herzustellendes und hergestelltes „ongoing accomplishment“ (West und Zimmerman 1989) verstanden. Institutionen stellen diesem Vollzug handlungsentlastende Ressourcen zur Verfügung und sichern ihn gesellschaftlich ab (im Überblick: Gildemeister und Hericks 2012). Trotz dieses Verständnisses von Geschlecht bzw. Zweigeschlechtlichkeit als soziale Tatsache, steht die Betrachtung des Kinderkriegens bzw. der Fortpflanzung als genuin soziales Phänomen noch aus. Es scheint, als ob das Alltagswissen über das Kinderkriegen als primär biologischen Vorgang eine soziologische Deutung bisher weitgehend verhindert.

Forschungsthemen rund um Demografie und gesellschaftliche ‚Fertilität‘ sind in der Familiensoziologie fest etabliert. Für den deutschsprachigen Raum werden diese Themen u.a. in der „Zeitschrift für Familienforschung“ und in „Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft“ verhandelt. Auch der Zeitraum nach der Geburt eines Kindes und hier insbesondere die Arbeitsteilung von (Eltern-)Paaren sowie deren Arrangements zwischen Erwerbs- und Familienarbeit werden vielfältig bearbeitet (u.a. Koppetsch und Burkart 1999; Behnke 2012; Trappe 2013; Koppetsch und Speck 2015; Peukert 2015). Im Zuge ‚neuer‘ reproduktionsmedizinischer und -technischer Möglichkeiten, wie Ultraschalluntersuchungen, Gentests, In-vitro-Fertilisation, Eizellspende oder Kryokonservierung von Gameten, entsteht ab den 1970er-Jahren in der Frauen- und Geschlechterforschung eine verstärkte Auseinandersetzung mit der Professionalisierung, Medikalisierung und Technisierung von Schwangerschaft

und Geburt (z.B. Duden 1991; Ullrich 2012; Heimerl 2013). Implizit wird dabei häufig jedoch der ‚technischen‘ Seite eine vorsoziale, ‚natürliche‘ gegenübergestellt.

Erst seit einigen Jahren wird der naturalisierte Komplex Kinderkriegen, Schwangerschaft, Geburt und Elternwerdung intensiver ausgeleuchtet und neuerdings auch sozialtheoretisch relevant gemacht (u.a. Duden et al. 2002; Villa et al. 2011; Schädler 2013; Hirschauer et al. 2014; Heimerl und Hofmann 2016). Einige wenige Studien liefern erste Hinweise auf mögliche Verstrickungen von Geschlecht und Prokreation: Landweer (1994) geht noch davon aus, dass Zweigeschlechtlichkeit als natürliche, überhistorische und kulturübergreifende Voraussetzung und Konstante des Kinderkriegens zu konzeptualisieren sei. Dagegen argumentiert Drinck (2005a, 2005b), dass gegenwärtige alltagsweltliche Konzepte des Kinderkriegens und der Zweigeschlechtlichkeit komplex miteinander verwoben sind und wechselseitig aufeinander verweisen.

## **Das alltägliche Einfangen der widersprüchlichen Gleichzeitigkeit**

Wie Zweigeschlechtlichkeit und Prokreation miteinander verwoben werden, entwickelt Nora Lege im vorliegenden Buch systematisch an einem empirisch herausgearbeiteten theoretischen Modell zum Kinderkriegen als Zeugungs-, Austragungs- und Gebärgkomplex. Vor dem Hintergrund einer hitzig geführten politischen Diskussion legt die Autorin eine kühle und sachliche Analyse darüber vor, welche alltäglichen Vorstellungen des Kinderkriegens 20- bis 35-jährige Großstädter\_innen aufweisen und wie sie die Kategorie Geschlecht hierin verorten. Die 15 Interviewten sind kinderlos, befinden sich aber in einer biografischen Phase der ‚Anrufungen zur Elternschaft‘ (vgl. Correll 2010). Nora Lege untersucht anhand dieser Interviews, wie die widersprüchliche Gleichzeitigkeit von Essenzialisierung einerseits und Freisetzung individueller Spielräume andererseits in der Idee des Kinderkriegens gelöst wird. Sie zeigt, wie Konzepte von Normalität, Individualität und Naturhaftigkeit in die Deutungen des Kinderkriegens eingelassen sind und dabei das hegemoniale Narrativ der geschlechtsdif-

ferenzierenden heterosexuell konstituierten Familie mit ‚leiblichen‘ Kindern herstellen.

Die Ergebnisse der Analyse bestätigen zum einen konstruktions-theoretische Vermutungen zu den großen Linien der alltäglichen Herstellung der Naturhaftigkeit von Geschlecht in der heutigen Zeit. Der Erwartung an das Individuum, Geschlecht im „ongoing accomplishment“ herzustellen (West und Zimmerman 1989), um seine soziale Zurechnungsfähigkeit zu beweisen (i.S.v. „accountability“ nach Garfinkel 1967), gesellt sich eine weitere hinzu: Das Individuum soll die Agentschaft für sich selbst übernehmen (Meyer und Jepperson 2000), d.h., es wird erwartet, dass es individuelle Entscheidung fälle und seine eigenen Interessen zu vertreten verstehe. Aufgrund der eingangs skizzierten Gleichzeitigkeit des Deutungsmusters der heterosexuellen Familie und des Leitbilds des selbstbestimmten Individuums sind Brüche zwischen dem Anspruch individualisierter Entscheidung einerseits und naturalisierter sowie sozialer Konventionalisierung andererseits zu erwarten.

An diesem Punkt nun weisen die Ergebnisse der Autorin faszinierende Wendungen auf: Was auf gesellschaftlicher Ebene als unversöhnliche Kontroversen zwischen antagonistischen Parteien erscheint, wird hier innerhalb eines (jeden) Interviews abgerufen. Dabei werden die widersprüchlichen Deutungsmuster weder gegeneinander abgewogen und in die eine oder andere Richtung aufgelöst, noch bleiben sie einfach unvermittelt nebeneinander stehen. Vielmehr fügen sie sich zu einem vermeintlich konsistenten Komplex zusammen: Keine der drei Argumentationslogiken Natur, Normalität und Individualität kann konsistent die normative Erwartung des ‚eigenen Kindes‘ als Produkt heterosexuellen Begehrens begründen. Sie sind jeweils darauf angewiesen, dass die anderen ihre Lücken und Inkonsistenzen überbrücken. Diese Verbindung von Natur, Gesellschaft und Individuum im Sense Making des Kinderkriegens ist der wichtigste Modus der alltäglichen Konstruktion der Institution Prokreation. Zusätzlich rahmen eine Tabuisierung von (gewollter) Kinderlosigkeit einerseits und die Konstruktion eines universellen Skripts andererseits diese Institution und bilden dabei einen weiteren Schutzwall. Dadurch wird die Vorstellung, Kinder seien die natürliche Folge von ‚Geschlechtsverkehr‘, gerade resistent gegen die Faktizität des prokreationslosen Koitus und der extra-

koitalen Prokreation. Nur so kann diese Vorstellung das zweihundert Jahre alte Narrativ aufrechterhalten: Es gibt Männer und Frauen und das wechselseitige Begehren derselben, weil die Menschheit sich so fortpflanzt.

## **Befruchtung einer viralen Debatte**

Nora Lege arbeitet hiermit empirisch heraus, wie Fortpflanzung in institutioneller Reflexivität immer wieder zu der tragenden Säule für Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit gemacht wird. Mit dem Konzept der institutionellen Reflexivität hat Goffman (1977) darauf aufmerksam gemacht, dass sich soziale Wissensbestände, institutionelle Arrangements und alltägliche Praktiken im wechselseitigen Bezug aufeinander sozial verstetigen und selbstverständlich werden. Goffman selbst hat dies am Beispiel der Paarbildung verdeutlicht: Das Wissen um die Differenz der Geschlechter wird im Arrangement des heterosexuellen Paares manifest und durch ein Verhalten als ‚Mann und Frau‘ reproduziert. Die Diskussion um die geschlechterdifferenzierende Arbeitsteilung fügt dem einen weiteren Zyklus hinzu: Die geschlechtliche Aufgabenteilung in der Familie verlangt die Präsenz beider Geschlechter im Paar (Heterosexualität) und bestätigt ihre Komplementarität und damit ihre Differenz (Rubin 1975; Gildemeister und Robert 1999; Wetterer 2002). Versorgung i.S.v. Familieneinkommen und Fürsorge der Familie i.S.v. *Care* sind heutzutage aber weder rechtlich noch im Selbstverständnis junger Menschen geschlechtsexklusiv. Zumindest (wenn auch oft nur) im Anspruch hat sich das Deutungsmuster der individuellen Agentschaft dahin gehend durchgesetzt, dass das Breadwinner- vom Adult-Worker-Modell abgelöst wurde (Koppetsch und Burkhart 1999; Lewis und Giullari 2005; Schwiter 2015). Vor diesem Hintergrund wird die „Teilung der Arbeit im Geschlechtsakt“ (MEW, S. 31) zur „Produktion des Lebens“ (ebd., S. 29) zum letzten Refugium bzw. zur Trutzburg der geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung. Folglich steht zu vermuten, dass sich in ihr interaktive Aushandlungen der Differenz in absehbarer Zeit kristallisieren werden. Nora Lege legt daher mit ihrer Analyse einen wichtigen Grundstein für Fragen, wie

Zweigeschlechtlichkeit zukünftig reflexiv abgesichert oder verunsichert wird.

Mehr noch wird durch ihre mikrosoziologische Analyse eine Forschungslücke sichtbar, die bisher übersehen wurde, weil Reproduktion zumeist makrosozial erforscht wird. Dabei wird oft implizit angenommen, dass makrosoziale Phänomene eng mit mikrosozialen verschränkt seien, erstere bspw. ein Spiegel oder Ergebnis von letzteren seien. Mikro- und makrosoziale Ordnungen sind jedoch nur lose gekoppelt (Goffman 1983) und können widersprüchliche Gleichzeitigkeiten produzieren. Für Geschlechtergleichheit einerseits und -ungleichheit bzw. -differenz andererseits wird dies seit bald zwanzig Jahren intensiv diskutiert (Heintz und Nadai 1998; Heintz 2008; Kahlert/Weinbach 2012; Gildemeister/Hericks 2012): Auf der Ebene von Gesetzgebungen und globalen Leitbildern wird eine De-Institutionalisierung beobachtet, sodass Geschlechterdifferenz interaktiv nun mit erheblich mehr Aufwand hergestellt werden muss und wird (Heintz und Nadai 1998). Auch für die Reproduktion, so haben wir oben argumentiert, lässt sich ein erheblicher Wandel auf (globaler) gesellschaftlicher Ebene beobachten, der einen Legitimationsverlust der naturalisierten Deutungsmuster von Fortpflanzung, Heteronormativität und Zweigeschlechterordnung evoziert. Nora Lege zeigt, dass dieser Legitimitätsverlust mikrosozial eingefangen und mit erheblichem Argumentationsaufwand geheilt wird. Hierin liegt die weit über eine Interviewstudie hinausgehende Bedeutung des vorliegenden Buches.

- Behnke, Cornelia (2012): Partnerschaftliche Arrangements und väterliche Praxis in Ost- und Westdeutschland. Paare erzählen. Opladen: Barbara Budrich.
- Boyle, Elizabeth H.; Kim, Minzee; Longhofer, Wesley (2015): Abortion Liberalization in World Society, 1960? 2009. In: *American Journal of Sociology* 121 (3), S. 882–913.
- Correll, Lena (2010): Anrufungen zur Mutterschaft. Eine wissenssoziologische Untersuchung von Kinderlosigkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Drinck, Barbara (2005a): Blickwechsel der Geschlechterforschung. In: Dorothea Lüdke, Anita Runge und Mechthild Koreuber (Hg.): *Kompetenz und/oder Zuständigkeit. Zum Verhältnis von Geschlechtertheorie und Gleichstellungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 53–67.
- Drinck, Barbara (2005b): *Vatertheorien. Geschichte und Perspektiven*. Opladen: Barbara Budrich.



- Duden, Barbara (1991): Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben. Hamburg: Luchterhand.
- Duden, Barbara; Veit, Patrice; Schlumbohm, Jürgen (Hg.) (2002): Geschichte des Ungeborenen. Zur Erfahrungs- und Wissenschaftsgeschichte der Schwangerschaft, 17.–20. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Frank, David John; McEneaney, E. H. (1999): The Individualization of Society and the Liberalization of State Policies on Same-Sex Sexual Relations, 1984–1995. In: *Social Forces* 77 (3), S. 911–943.
- Frank, David John; Camp, Bayliss J.; Boutcher, Steven A. (2010): Worldwide Trends in the Criminal Regulation of Sex, 1945 to 2005. In: *American Sociological Review* 75 (6), S. 867–893.
- Frevert, Ute (Hg.) (1995): „Mann und Weib, und Weib und Mann“: Geschlechtliche Differenzen in der Moderne. München: Beck.
- Gildemeister, Regine; Hericks, Katja (2012): Geschlechtersoziologie: Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen. München: Oldenbourg.
- Gildemeister, Regine; Robert, Günther (1999): Vergeschlechtlichung – Entgrenzung – Reversgeschlechtlichung. Geschlechterdifferenzierende Arbeitsteilung zwischen Rationalisierung der Arbeitswelt und ‚postindustriellem Haushaltssektor‘. In: Claudia Honegger, Stefan Hradil und Franz Traxler (Hg.): Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Freiburg i. Brsg. Opladen: Leske + Budrich (2), S. 110–126.
- Goffman, Erving (1977): The Arrangement between the Sexes. In: *Theory and Society* 4 (3), S. 301–331.
- Gosewinkel, Dieter (2011): Einbürgern und Ausschließen. Die Nationalisierung der Staatsangehörigkeit vom Deutschen Bund bis zur Bundesrepublik Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hark, Sabine; Villa, Paula-Irene (Hg.) (2015): (Anti-)Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: transcript.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 363–401.
- Heimerl, Birgit (2013): Die Ultraschallsprechstunde. Eine Ethnografie pränataldiagnostischer Situationen. Bielefeld: transcript.
- Heimerl, Birgit; Hofmann, Peter (2016): Wie konzipieren wir Kinderkriegen? In: *Zeitschrift für Soziologie* 45 (6), S. 410–430.
- Heintz, Bettina (2008): Ohne Ansehen der Person. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierungen. In: Sylvia Wilz (Hg.): Gender – Theoretische Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 231–252.

- Heintz, Bettina; Nadai, Eva (1998): Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: *ZfS* 27 (2), S. 75–93.
- Hirschauer, Stefan; Heimerl, Birgit; Hoffmann, Anika; Hofmann, Peter (2014): *Soziologie der Schwangerschaft. Explorationen pränataler Sozialität*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Honegger, Claudia (1993): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750 – 1850. In: *Feministische Studien* 11 (1), S. 165–166.
- Honegger, Claudia (2011): Die kognitiven Prinzipien der neuen Wissenschaften vom Menschen. In: Theresa Wobbe, Isabelle Berrebi-Hoffmann und Michel Lallement (Hg.): *Die gesellschaftliche Verortung des Geschlechts. Diskurse der Differenz in der deutschen und französischen Soziologie um 1900*. Frankfurt am Main: Campus.
- Koppetsch, Cornelia; Burkart, Günter (1999): *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich*. Konstanz: UVK.
- Koppetsch, Cornelia; Speck, Sarah (2015): *Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist. Geschlechterkonflikte in Krisenzeiten*. Berlin: Suhrkamp.
- Landweer, Hilge (1994): Generativität und Geschlecht. Ein blinder Fleck in der sex/gender-Debatte. In: Theresa Wobbe und Gesa Lindemann (Hg.): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 147–176.
- Lewis, Jane; Giullari, Susanna (2005): The adult worker model family, gender equality and care. The search for new policy principles and the possibilities and problems of a capabilities approach. In: *economy and society* 34 (1), S. 76–104.
- Marx, Karl; Engels, Friedrich (1848): *Werke*. 6. Auflage 1972, unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 1959, Berlin/DDR. Berlin: Dietz Verlag.
- Meyer, John W.; Jepperson, Ronald L. (2000): The ‘Actors’ of Modern Society. The Cultural Construction of Social Agency. In: *Sociological Theory* 18 (1), S. 100–120.
- Müller, Marion (2003). *Geschlecht und Ethnie: Historischer Bedeutungswandel, interaktive Konstruktion und Interferenzen*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Peukert, Almut (2015): *Aushandlungen von Paaren zur Elternzeit. Arbeitsteilung unter neuen Vorzeichen?* Wiesbaden: Springer VS.
- Ramirez, F. O.; McEneaney, E. H. (1997): From Women’s Suffrage to Reproduction Rights? Cross-national Considerations 1. In: *International Journal of Comparative Sociology* 38 (1–2), S. 6–24.
- Rubin, Gayle (1975): The Traffic in Women. Notes on the ‘Political economy’ of Sex. In: Rayna R. Reiter (Hg.): *Toward an Anthropology of Women*. New York: Monthly Review Press, S. 157–210.
- Schadler, Cornelia (2013): *Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft*. Bielefeld: transcript.

- Schiebinger, Londa L. 1995. *Am Busen der Natur. Erkenntnis und Geschlecht in den Anfängen der Wissenschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schwiter, Karin (2015): Auf dem Weg in den Arbeitsmarkt. Junge Erwachsene im Spannungsfeld zwischen Individualität und Geschlechternormen. In: Christiane Micus-Loos (Hg.): *Des eigenen Glückes Schmied\_in!? Geschlechterreflektierende Perspektiven auf berufliche Orientierungen und Lebensplanungen von Jugendlichen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 61–75.
- Trappe, Heike (2013): Väter mit Elterngeldbezug: Nichts als ökonomisches Kalkül? In: *Zeitschrift für Soziologie* 42 (1), S. 28–51.
- Ullrich, Charlotte (2012): *Medikalisierte Hoffnung? Eine ethnographische Studie zur reproduktionsmedizinischen Praxis*. Bielefeld: transcript.
- Villa, Paula-Irene; Moebius, Stephan; Thiessen, Barbara (Hg.) (2011): *Soziologie der Geburt. Diskurse, Praktiken und Perspektiven*. Frankfurt a.M: Campus.
- Wetterer, Angelika (2002): *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at Work“ in theoretischer und historischer Perspektive*. Habilitation. Konstanz: UVK.
- Whitworth, Sandra (1994): Gender, international relations and the case of the ILO. In: *Rev. Int. Stud.* 20 (04), S. 389

# 1. Einleitung

„Männer können Mütter werden“, verkündete die taz am 19. Oktober 2016 auf der Titelseite, und das Bild eines schwangeren Mannes vor rosa Hintergrund springt dem/der Leser\_in förmlich entgegen. Auch wenn die kleine Bildunterschrift verrät, dass dies so nicht umsetzbar ist, da zwar aus Bindegewebszellen eines Mannes eine Eizelle hergestellt werden kann, zum Austragen jedoch nach wie vor eine Leihmutter gesucht werden muss, führt es zur geplanten Verwirrung der Geschlechter. Diese wird zusätzlich unterstützt durch den Titel des Kommentars von Silke Mertins direkt unter dem Bild: „Revolution der Geschlechter“. Es scheint revolutionär, dass Männer Mütter werden oder ein Kind austragen könnten, wie das Bild suggeriert, oder mit der Produktion von Eizellen in Verbindung gebracht werden könnten, denn dies entspreche nicht ihrem natürlichen Beitrag zum Kinderkriegen. Während der Mann Spermazellen produzieren würde und an der Zeugung eines Kindes beteiligt wäre, würde die Frau Eizellen herstellen, wäre an der Zeugung beteiligt und würde anschließend auch das Kind austragen und gebären. Wären diese Aufgaben und Beiträge zum Kinderkriegen nun jedoch nicht mehr an jeweils ein Geschlecht gebunden, sondern flexibel einteilbar, käme es laut Mertins zu einem Bruch der bestehenden Geschlechterordnung.

Hierbei wird deutlich, wie stark alltagsweltlich das Kinderkriegen mit der Kategorie Geschlecht verknüpft ist. So wird die Tatsache, dass Menschen Kinder kriegen, auch häufig als Letztbegründung für Geschlecht herangezogen. Ob sie ein Kind kriegen wollten, sollten oder müssten, es funktioniere auf natürlichem Wege nur, wenn zwei Personen zweier unterschiedlicher Geschlechter, Frau und Mann, sich sexuell begehrten. Aus dieser Vorstellung heraus wird alltagsweltlich davon ausgegangen, dass das Kinderkriegen Zweigeschlechtlichkeit in seiner Natürlichkeit begründe. Erklärt man folglich Personen eine sozialkonstruktivistische Perspektive von Geschlecht, die Teilung zwischen einem biologischen und einem kulturellen Geschlecht und den Zu-

sammenhang mit Sexualität und Körper(-Praktiken) und vielleicht sogar, dass auch ein biologisches Geschlecht sozial konstruiert ist, dann wird dem meist mit der Begründungsstrategie entgegnet, dass es zum Kinderkriegen jedoch zwei Geschlechter brauche und darin die Natürlichkeit von Zweigeschlechtlichkeit liege. Die Menschen würden sich in ihrem Beitrag zum Kinderkriegen naturgemäß in zwei Gruppen unterteilen lassen, woran sich Geschlecht wiederum festmachen lasse. Folglich wäre Zweigeschlechtlichkeit trotz ihrer sozialen, kulturellen und historischen Bedingtheit doch natürlich.

Darauf zu reagieren, erscheint schwerer als gedacht, da das Kinderkriegen an sich meist nicht im Fokus der sozialwissenschaftlichen Betrachtung steht. Es fehlt eine fundierte Analyse, wie das Kinderkriegen konstruiert wird. So stellen sich gleich mehrere Fragen: Welche Diskurse prägen das Verständnis des Kinderkriegens? Wie hat sich das Kinderkriegen historisch gewandelt? Wie ist es in seiner Kulturspezifität ausgestaltet? Auch die Ausgangsfrage dieser Arbeit schließt daran an: Worin besteht die alltagsweltliche Idee des Kinderkriegens und welche Rolle spielt dabei Geschlecht?

Wie eingangs beschrieben, ist die Konstruktion des Kinderkriegens umfassend mit der Konstruktion von Geschlecht verwoben. Doch kann tatsächlich von zwei Beiträgen zum Kinderkriegen ausgegangen werden, die die Natürlichkeit von Zweigeschlechtlichkeit beweisen? Oder folgen die Zweiteilung von Geschlecht und des Beitrages zum Kinderkriegen sowie die jeweilige Zuordnung demselben Interpretationsprinzip, sind folglich sozial konstruiert?

Um dies betrachten zu können, wird in dieser Arbeit zunächst auf Prokreation als Forschungsgegenstand eingegangen (2. Kapitel). Dabei wird auf eine Forschungslücke, eine fehlende Betrachtung der Konstruktion des Kinderkriegens, hingewiesen und der Prokreationsbegriff erläutert. Es wird eben nicht nur von Generativität, Reproduktion oder Fortpflanzung gesprochen, da diese Begriffe jeweils nur einen Aspekt des Kinderkriegens hervorheben. Der Prokreationsbegriff umspannt diese Begriffe, wodurch er auch ihr Verhältnis untereinander erfassen kann.

Da in dieser Arbeit die Verflechtung von Prokreation und Geschlecht im Fokus steht, wird im dritten Kapitel das zugrunde liegende Verständnis von Geschlecht als sozialer Konstruktion ausgearbeitet.

Außerdem werden zwei theoretische Ansätze vorgestellt, welche die Verknüpfung von Geschlecht und Prokreation unterschiedlich beschreiben. Ist Zweigeschlechtlichkeit schließlich eine natürliche Grundlage des Kinderkriegens und daher überhistorisch in jeder Kultur notwendig oder geht mit einer bestimmten Konstruktion des Kinderkriegens die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit einher?

Um die alltagsweltliche Idee des Kinderkriegens betrachten zu können, wurde qualitativ-empirisch vorgegangen. Im vierten Kapitel dieser Arbeit wird das verwendete Forschungsdesign vorgestellt. Um nachvollziehbar zu machen, wie die Daten erhoben wurden, werden die Samplekriterien dargelegt, das Interviewverfahren erläutert, der Leitfaden der Interviews nachgezeichnet und die Stichprobe tabellarisch vorgestellt. In der Analyse wurden die Daten nach der Methodik der Grounded Theory ausgewertet. Während die Darstellung der Datenerhebung und -auswertung zwar einer linearen Abfolge entspricht, waren diese durch stetige Wiederholungen und Rückgriffe eher zyklisch angelegt.

Der Einblick in das methodische Vorgehen leitet über in den Analyseteil (5. Kapitel). Hier wird auf Basis der Erhebung schließlich ein Netz aus Naturalisierungs-, Individualisierungs- und Normalisierungsstrategien nachgezeichnet, welche im Hinblick auf verschiedene Fragen zum Kinderkriegen einem Argumentationsmuster folgen. Das Kinderkriegen wird dabei als Zeugungs-, Austragungs- und Gebäarkomplex verstanden, in dem Frauen und Männern unterschiedliche Aufgaben, Fähigkeiten und Rollen zugeordnet werden. Im Kontext dieses Verständnisses vom Kinderkriegen ist für die Interviewten besonders die Frage nach dem Zeitpunkt relevant. Dieser sei gleichzeitig individuell entscheidbar, gesellschaftlich geprägt und durch die Natur bestimmt. Mit der Frage nach dem Zeitpunkt stellt sich auch die Frage nach dem Auslöser, denn was löst das Kinderkriegen zu einem bestimmten Zeitpunkt letztlich aus? Dafür werden erneut gesellschaftliche, individuelle und natürliche Begründungen herangezogen. Beide Fragen, nach dem Zeitpunkt und Auslöser, gehen auf ein bestimmtes Verständnis des Kinderkriegens zurück. Weshalb sich – für die Interviewten zwar weniger, aber in der Analyse immer wieder – die Frage stellt, warum das Kinderkriegen trotz des Vorhandenseins von alterna-

tiven Deutungsmustern ausschließlich als spezifischer Zeugungs-, Austragung- und Gebärgesamtenhang verstanden wird.

Im sechsten Kapitel werden die Ergebnisse schließlich zusammengefasst und im Hinblick auf die Herstellung von Zweigeschlechtlichkeit zugespitzt. Diese Arbeit gibt folglich einen Einblick in die alltagsweltliche Idee des Kinderkriegens und die damit einhergehende Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit.

## 2. Prokreation als Forschungsgegenstand

Der Begriff Prokreation wird in dieser Arbeit verwendet, um jegliche Vorstellung, jedes Wissen, Handeln und Denken über das Kinderkriegen (auch seine Aufschiebung dessen oder die Entscheidung dagegen) zu umfassen. Somit ist Prokreation nicht losgelöst von sozialen Einflüssen, sie ist keine natürliche Selbstverständlichkeit oder rein individuelle Entscheidung. Sie ist eingebettet in Wissens- und Handlungszusammenhänge und daher auf verschiedenste Weise sozial konstruiert und veränderbar. Die Konstruktion des Kinderkriegens, Prokreation, hat in den Sozialwissenschaften bisher jedoch wenig Betrachtung gefunden. Stattdessen wird es häufig als vermeintlich natürliches Phänomen aus einer sozialkonstruktivistischen Perspektive ausgelagert.

### 2.1 Der fehlende Blick auf die Konstruktion des Kinderkriegens

Das Kinderkriegen ist ein fundamentales gesellschaftliches Phänomen. Gerade im Kontext der sozialen Positionierung der Frau wurde es im Aushandlungsprozess als Argument immer wieder vorgebracht – ob für oder gegen die politischen Rechte der Frau (vgl. Heitzmann 2017: 7ff.). In den Sozialwissenschaften hat das Kinderkriegen, meist unter dem Begriff der Fortpflanzung, Generativität oder Reproduktion, nur als natürliches, biologisches, ontologisch begründetes Phänomen Eingang gefunden. Daniela Heitzmann zeigt dies auf, indem sie einschlägige soziologische Lexika und Wörterbücher untersucht und dargelegt, dass sich trotz der Einbettung in verschiedene Kontexte (als biologische Grundlage, Reproduktionsfunktion der Familie, generatives Verhalten oder im Zusammenhang mit Sexualität) „eine Abwesenheit von Fortpflanzung als soziologisches Phänomen und eine Präsenz von Fortpflanzung als natürliches Phänomen“ (ebd.: 71) offenbart. Und dies, obwohl sich ein komplett neuer Forschungsgegenstand herausgebildet hat, da mithilfe der Empfängnisverhütung das Kinderkriegen



zunehmend steuerbar geworden ist<sup>1</sup> (vgl. Grant 1992: 54). Mit der gesteigerten Kontrollierbarkeit ist das Kinderkriegen nicht mehr notwendige Konsequenz eines heterosexuellen, penetrierenden Koitus, sondern die Folge einer Entscheidung, ein Produkt eines Wunsches und einer Norm (vgl. Dolderer 2014). Seit 2010 verzeichneten Themen rund um das Phänomen Kinderkriegen einen deutlichen Aufschwung (vgl. Heitzmann 2017: 16). Neben der wissenschaftlichen Auseinandersetzung im Kontext des demografischen Wandels und des Phänomens Familie wurden zunehmend auch Themen wie Geburt (vgl. Villa et al. 2011), Schwangerschaft (vgl. Hirschauer et al. 2014) und Reproduktionsmedizin (vgl. Bernard 2014) in der Soziologie präsent. Das Phänomen Kinderkriegen lässt sich dementsprechend primär in der Demografieforschung, der Sozialpsychologie sowie der Familien- und Geschlechtersoziologie verorten.

Gerade für die Demografieforschung und die Bevölkerungswissenschaft ist das Kinderkriegen ein zentraler Forschungsgegenstand. Dabei werden überwiegend die Geburtenraten quantitativ analysiert (vgl. Cromm 1988; Gerlach 2000; Höhn 2007). Qualitative Daten werden selten oder gar nicht einbezogen, weshalb verankerte Geschlechterrollen und -bilder unhinterfragt bleiben oder gar reproduziert werden (vgl. Corell 2010: 32). In der deutschsprachigen Demografieforschung liegt der Fokus dabei primär auf der Fertilität, die hierbei als Geburtenverhalten bestimmt ist und sich von der Fruchtbarkeit eines Individuums unterscheidet (vgl. Huinink 2000: 345; Poston/Bouvier 2010: 40ff.). In dem Zusammenhang wird auch von generativem Verhalten gesprochen, das laut dem Wörterbuch der Soziologie auch mit „Fortpflanzungsverhalten“ erklärt werden kann (vgl. Hillmann 2007: 276). Hierbei wird ein Zusammenhang zwischen sozioökonomischen Entwicklungen und Geburtenraten analysiert, wobei wiederum gerade ein statistischer Geburtenrückgang zentral ist. Dementsprechend werden Trends des Geburtenniveaus festgehalten, u.a. mit einem Opportunitätskostenansatz nach Harvey Leibenstein (vgl. 1974) oder dem kon-

---

1 Die Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) beschreibt, dass gerade die Entwicklung eines hormonellen Verhütungsmittels, der „Pille“, die Gesellschaft geprägt habe. So können Frauen seitdem ungewollte Schwangerschaften verhindern, indem sie regelmäßig ein Hormonpräparat einnehmen. Nach Schätzungen haben weltweit mehr als 200 Millionen Frauen mit der Pille verhütet (vgl. 2015).

sumtheoretischen Ansatz von Gary S. Becker (1960). Trotz einiger quantitativer Ansätze kann in der Demografieforschung jedoch ein deutliches Theoriedefizit festgestellt werden (vgl. Höpflinger 2012: 205).

In sozialpsychologischen Forschungen werden die Entscheidungsprozesse für oder gegen ein Kind beleuchtet, wie im Value-of-Children-Ansatz, wodurch sie auch für die Demografieforschung relevant sind. Dabei wird jedoch davon ausgegangen, dass die Entscheidung für oder gegen ein Kind eine Kosten-Nutzen-Entscheidung sei und dass es einen linearen Zusammenhang zwischen Einkommen und Kinderkriegen gebe. Die Ergebnisse verweisen darauf, dass Gegenargumente meist konkreter benannt werden konnten als Argumente für das Kinderkriegen und dass es kinderlosen Personen deutlich schwerer fiel, einen „Nutzen“ zu benennen, als Personen mit Kindern. Diese Studie ist jedoch nach Nicole Brose durch den Wandel der Gesellschaftsverhältnisse bereits überholt (vgl. 2008: 48).

Auch für die Familiensoziologie ist das Kinderkriegen ein ganz zentrales Phänomen, da es Grundlage des Verständnisses von Familie ist. Nach einem familiensoziologischen Einführungswerk gehören „individuelle, wirtschaftliche, politische, soziale und kulturelle Faktoren“ zum Untersuchungsbereich, welche die Familiengründung, das Familienleben und dessen Auswirkungen beeinflussen (vgl. Huinink/Konietzka 2007: 12). Dabei wird sich primär an Individualisierungstheorien und Rational-Choice-Ansätzen orientiert, weshalb die Familiensoziologie aufgrund der Anwendungsorientierung unter einem Theoriedefizit leidet (vgl. Heitzmann 2017: 54). Während die Familie als Kleinfamilie erst allein in ihrer Funktion im Kapitalismus Betrachtung fand, kam es mit der Pluralisierung von Familienkonzepten zu einer Verschiebung des Familienbegriffs. Familie wird somit als Generationszusammenhang verstanden, wobei die Verantwortung für ein oder mehrere Kinder von Eltern übernommen wird (vgl. Lenz 2008: 694). Somit wird nach Heitzmann das Kinderkriegen an sich definitiv aus dem Begriff herausgelöst (vgl. 2017: 60).

Neben der Analyse von Trendverläufen und Entscheidungsprozessen wird das Kinderkriegen in den Sozialwissenschaften vornehmlich im Kontext der Auswirkungen auf die Biografie der Frau oder auf Paararrangements oder Familienmodelle betrachtet (vgl. u.a. Korten-

dieck 2008, Foltys 2014; Böhm et al. 2016; Koppetsch/Speck 2015; Sieverding 1992). Die Biografien von Frauen und Männern fallen demnach mit dem Kinderkriegen in traditionelle Muster zurück, so, wie auch Paarbeziehungen, welche vor dem Kinderkriegen tendenziell egalitär aufgestellt waren, mit dem Nachwuchs häufig traditionelle Rollen ausbilden. Dies führt dazu, dass die Frau mit dem Kinderkriegen wieder ins Private zurückgeworfen wird, finanziell in die Abhängigkeit des Mannes gerät und vermehrt Reproduktions- und Haushaltsaufgaben übernimmt (vgl. Schenk 1996: 58f.). So bezahlen gerade Frauen einen hohen Preis: „Die einen verzichten auf Kinder, die anderen finden sich in einer gefährlichen Abhängigkeit und Perspektivlosigkeit, die dritten müssen eine äußerst anstrengende Lebensphase akzeptieren“ (ebd.: 83).

Doch weder die Betrachtung der Trendverläufe noch die Analyse der Entscheidungsprozesse oder der Konsequenzen des Kinderkriegen entwickeln einen umfassenden Blick darauf, was Kinderkriegen an sich meint und wie es grundsätzlich verstanden wird. Qualitative sozialwissenschaftliche Studien verhandeln das Kinderkriegen vordergründig themenzentriert mit dem Fokus auf den Einfluss des Bildungsgrades (vgl. Hager 2006; Kattinger 2007) oder psychologischer Faktoren (vgl. Carl 2002). Eine Betrachtung des Kinderkriegen an sich und eine Theorie der Prokreation, die das Kinderkriegen als historische, soziale und kulturelle Konstruktion in das Zentrum der Analyse stellt, sind weitestgehend ausgeblieben. Stattdessen wird das Kinderkriegen, wie auch der darin vermeintlich verankerte Erklärungszusammenhang für Geschlecht als gegeben, selbstverständlich, natürlich und unveränderlich hingenommen. Nur wenige wissenschaftliche Analysen geben Hinweise auf die Konstruktion des Kinderkriegen oder auf den Konstruktionszusammenhang mit Geschlecht (vgl. Drinck 2015; Reixach 1998, Gehring 2008; Hauser-Schäublin 1989).

Im Tagungsband „Soziologie der Geburt. Diskurse, Praktiken und Perspektiven“ wird direkt eingeleitet, dass alles, was „zur Welt kommt“, immer eine genuin gesellschaftliche Dimension enthält und nicht allein als natürlich determiniert verhandelt werden kann (vgl. Villa/Moebius/Thiessen 2011: 7). So sind Geburten eben nicht biologische Gesetzmäßigkeiten, die immer gleich ablaufen, sondern ein Komplex aus biologischen, psychischen und sozialen Prozessen, welche als Nor-

men und Ritualen sozialisiert und somit veränderbar sind. Diesen Normen und Rituale werden in ihrer Symbolik wiederum Bedeutungen zugeschrieben, welche eine Geschlechterordnung und Geschlechterbilder reproduzieren oder verschieben (vgl. Nadig 2011: 39). So wird die gebärende Frau häufig zum dirigierten Objekt, welches Verbote und Anweisungen erfährt, und die werdenden Eltern zum „Planungsbüro“ (Rose/Schmied-Knittel 2011: 86). Dies findet sich nach Rührling (2007) und Flaake (2009) im modernen Diskurs des Stillens wieder, wobei Frauen nachhaltig an den Status der Mutterschaft gebunden und Väter marginalisiert werden.

Für die Geburt, aber auch für das Phänomen Schwangerschaft gilt die allgemeine These, dass Kinderkriegen zum Frausein gehöre, folglich sei es ihre Natur, Kinder auszutragen und zu gebären. Eine Schwangerschaft finde dementsprechend allein in der Frau statt und habe „ihren Sitz und ihre materielle Form im weiblichen Körper“ (Hirschauer et al. 2014: 256). Mit dieser These wird jedoch in der Untersuchung „Soziologie der Schwangerschaft. Explorationen pränataler Sozialität“ gebrochen:

Insgesamt betrachtet ist eine Schwangerschaft also zweifellos ein bemerkenswerter körperlicher Zustand, allerdings einer, der sich den Basisschemata der Medizin nicht leicht subsumieren lässt. Würde man sie vollständig auf einen körperlichen Zustand reduzieren, so würde es auch reichen, von der „Trächtigkeit“ oder dem „Brüten“ von Frauen zu sprechen – wie bei der Schwangerschaft von Tieren. Aber eine Schwangerschaft ist soziologisch eben weit mehr als ein mehrfach devianter Körperzustand. (Hirschauer et al. 2014: 259)

Eine Schwangerschaft muss immer „vermutet, diagnostiziert oder erwartet werden“, wodurch sie zur „kommunikativen Tatsache“ (ebd.) wird. So steht sie für einen hoch sozialisierten Vergesellschaftungsprozess, indem körperliche Erlebnisse und Prozesse als die Frau beherrschende biologische Gesetze interpretiert werden (ebd. 273f.).

Birgit Heimerl und Peter Hofmann ergänzen in einem Fachaufsatz in der Zeitschrift für Soziologie unter dem Titel „Wie konzipieren wir Kinderkriegen?“, dass eine Differenzierung in „vorsozial“ (Zeugung und Schwangerschaft) und sozial (nach der Geburt des Kindes) von einer „körpersoziologisch informierte[n] Soziologie“ (2016: 427) verworfen werden muss. Außerdem wird das Kinderkriegen bisher nur auf einen „marginalen körperlichen Befruchtungsakt reduziert, der für

die Forschung nicht von Interesse ist“ (ebd.). Für sie erfordert daher eine „Soziologie menschlicher Fortpflanzung [...] eine Abkehr vom methodologischen Individualismus sowie eine sozialtheoretische Berücksichtigung des Körpers und seiner Beteiligung am sozialen Geschehen.“ (ebd.) „Was Kinderkriegen tatsächlich komplex macht und eine handlungs- und entscheidungstheoretische Modellbildung überfordert, ist seine dem Geschehen inhärente „Mirkologik“ (ebd.), welche in dieser Arbeit im Mittelpunkt steht.

Diese Arbeit schließt daher an eine solche konstruktivistische Perspektive an, greift aber nicht einzelne Akte oder Prozesse der Vergesellschaftung heraus, wie Geburt, Schwangerschaft oder Stillen. Vielmehr werden alltagsweltliche Vorstellungen, Erklärungen und Wissensvorräte der Idee vom Kinderkriegen in den Fokus gestellt, folglich wird ein alltagsweltlicher Wissenskomplex beleuchtet, welcher diese Akte umfasst und in ihrem Zusammenhang untersucht. Schließlich gilt es, einen Erklärungszusammenhang zu analysieren und einerseits zu schauen, an welchen Stellen diese hochgradig naturalisierten Phänomene aufgegriffen werden und welche Funktionen sie in der Argumentation innehaben, und andererseits, wie sie an Bilder der „Arterhaltung“ oder der Kinderlosigkeit<sup>2</sup> anschließen. So wirft diese Arbeit die grundlegende und bisher unbeantwortete Frage auf, was die alltagsweltliche Idee vom Kinderkriegen ist und wie darin Zweigeschlechtlichkeit konstruiert wird.

Einerseits kann somit das Kinderkriegen selbst als Konstruktion aufgeschlüsselt und andererseits kann die darin bestehende, für diese Arbeit zentrale Letztbegründung eines naturalisierten Geschlechterverständnisses infrage gestellt werden. So gerät die als selbstverständlich und natürlich angenommene Gegebenheit des Kinderkriegens ins Wanken wie auch die vermeintlich darin bestehenden überhistorischen, natürlichen Anhaltspunkte für Zweigeschlechtlichkeit.

---

2 Mit dem Begriff „kinderlos“ wird ein Defizit unterstellt. Im Englischen wird daher auch von „childfree“ anstatt „childless“ gesprochen, um eine solche Unterstellung nicht zu reproduzieren. Da es im Deutschen kein äquivalenten Begriff gibt, wird in dieser Arbeit nur unter Vorbehalt der Begriff „Kinderlosigkeit“ genutzt.

## 2.2 Der Prokreationsbegriff. Nicht nur Generativität, Reproduktion oder Fortpflanzung

Um das Kinderkriegen als soziale Konstruktion in den Blick zu bekommen, ohne sofort eine theoretische Perspektive einzunehmen und ein mögliches Verständnis vorwegzunehmen, bedarf es einer Überlegung zur Begrifflichkeit. Heitzmann bezieht sich wie bereits aus dem Titel ihres Buches „Fortpflanzung und Geschlecht. Zur Konstruktion und Kategorisierung der generativen Praxis“ (2017) hervorgeht, auf den Fortpflanzungsbegriff und geht auf die Suche nach dem Phänomen Fortpflanzung in der Soziologie. Dafür analysiert sie anhand einer Stichwortsuche soziologische Einführungsbücher und Nachschlagewerke, wobei sie zum Schluss kommt, dass die Betrachtung des Phänomens Fortpflanzung „eine analytische Leerstelle“ (ebd. 15) darstellt. In der soziologischen Literatur wird dieses Phänomen dementsprechend selten thematisiert und wenn, dann ausschließlich zur „Veranschaulichung nicht-soziologischer Zusammenhänge“ (ebd. 15). Auch wenn der Akt des Kinderkriegens bisher tatsächlich kaum Beachtung in der Soziologie gefunden hat, gestaltet sich die Suche nach einem naturwissenschaftlichen Konzept wie dem der Fortpflanzung in der sozialwissenschaftlichen Literatur aus sich heraus eher schwierig. Deshalb werden an dieser Stelle verschiedene Begriffe unterschiedlicher Disziplinen zum Kinderkriegen vorgestellt, um davon abgrenzend einen soziologischen Begriff zu setzen, der keine fachspezifischen Vorannahmen einschließt, deren Konstruktionsleistungen jedoch in einen Zusammenhang setzen kann. Während in der Psychologie der Begriff Generativität fällt, wird in den Sozialwissenschaften vornehmlich der Reproduktionsbegriff verwendet, und in einer biologischen Betrachtung findet primär der Begriff Fortpflanzung Anwendung. Alle drei Begriffe nehmen das Kinderkriegen jeweils unter einem anderen fachspezifischen Aspekt in den Blick.

Erik Erikson entwickelte das Konzept der Generativität in seiner Theorie der Persönlichkeitsentwicklung (1950). Dabei ist Generativität

in erster Linie das Interesse an der Erzeugung und Erziehung der nächsten Generation, wenn es auch Menschen gibt, die wegen unglücklicher Umstände oder aufgrund besonderer Gaben diesen Trieb nicht auf ein

Kind, sondern auf eine andere schöpferische Leistung richten, die ihren Teil an elterlicher Verantwortung absorbieren kann. (Erikson 1979: 117)

Er geht davon aus, dass sich die Persönlichkeit durch die Bewältigung phasenspezifischer Krisen entwickelt, welche durch die Gesellschaft einer spezifischen Reife des Menschen zugeordnet sind. Ein Stadium der Entwicklung, die Krise des Erwachsenenalters, ist durch die Entscheidung „Generativität versus Selbst-Absorption und Stagnation“ gekennzeichnet (Erikson 1973: 286). Bei Lutz von Rosenstiel (1980, zitiert nach Kiefl/Schmid 1985: 39) ist Generativität dagegen ein Entscheidungsvorgang, eine Kosten-Nutzen-Abwägung für oder gegen ein Kind. In beiden Begriffsbestimmungen ist Generativität eine individuelle Entscheidung für oder gegen das Kinderkriegen. Diese ist zwar Einflüssen ausgesetzt, aber wird allein durch das Individuum getroffen. Mit dem Begriff der Generativität wird folglich ein sozialpsychologischer Entscheidungsprozess, die Motivation des Individuums, beschrieben.

Aus der marxistisch orientierten Kritik der politischen Ökonomie stammt der in den Sozialwissenschaften verbreitete Begriff der Reproduktion. Reproduktion als Wiederherstellung bezeichnet laut dem „Lexikon zur Soziologie“

die Tatsache, dass jede Gesellschaft im Zuge der Produktion von Gegenständen zur Bedürfnisbefriedigung auch die Ausgangsbedingungen dieser Produktion wiederherstellen muss. Die Wiederherstellung bezieht sich einmal auf die Reproduktion der verschlissenen Produktionsmittel, zum anderen auf die Reproduktion der Arbeitskraft. (Fuchs-Heinritz 2007: 551)

Hierbei basiert der Erhalt der Arbeitsfähigkeit, also die Versorgung von Kranken oder die Erholung zum Regenerieren, auf der grundlegenden Herstellung von Arbeitskräften durch Gebären, Aufziehen und Erziehen. Es geht schließlich nicht wie beim Begriff der Generativität um eine anscheinend individuelle Entscheidung, sondern um die Wiederherstellung der Ausgangsbedingungen der Gesellschaft. Mit diesem Begriff wird schließlich nicht der Anschein erweckt, als ob es sich um einer individuellen Entscheidung handelt, sondern um eine gesellschaftlichen Notwendigkeit.

Fernab von diesen beiden Perspektiven beschreibt der Fortpflanzungsbegriff einen biologischen Vorgang. Das „Kompaktlexikon der Biologie“ definiert Fortpflanzung als

Erzeugung neuer, eigenständiger Individuen [...] durch einen Elter oder [...] durch zwei Elternindividuen. F. [=Fortpflanzung] ist eine Grundeigenschaft aller Lebewesen, die Ausbreitung und in der Generationenfolge biologische Evolution ermöglicht. [...] F. erfolgt immer über Zellteilung [...] und damit verbundene Kernteilung, wodurch die Weitergabe der genetischen Information [...] in der Generationenfolge gewährleistet wird. [...] Verschmelzen vor der Entwicklung eines Organismus Keimzellen miteinander, liegt geschlechtliche F. vor. (ebd. 2001: o.S.)

Der Begriff der Fortpflanzung beschreibt in der Biologie demnach den Vorgang der Zeugung durch Zellteilung und stellt somit die biologischen Bedingungen und Prozesse des Kinderkriegens in den Vordergrund.

Alle drei Begriffe setzen einen unterschiedlichen Betrachtungsfokus. Während der Generativitätsbegriff das Motiv des Kinderkriegens, das persönliche Wollen, betrachtet, stehen mit dem Reproduktionsbegriff das soziale Dürfen und Müssen, also Normen und Gesetze, im Zentrum und mit dem Fortpflanzungsbegriff wiederum biologische Gegebenheiten, folglich ein physisches Können. Je konkreter die Begriffe einen bestimmten Aspekt des Kinderkriegens erklären und je mehr sie theoretisch eingebunden sind, umso abstrakter muss der Begriff sein, der das Kinderkriegen an sich ins Zentrum der Betrachtung stellt und dabei Platz für alle drei Perspektiven lässt bzw. sogar ihre Vernetzung deutlich macht.

In dieser Arbeit wird daher der Prokreationsbegriff herangezogen, der weder auf ein psychologisches noch ein sozialwissenschaftliches oder biologisches Verständnis eingegrenzt ist und somit unterschiedliche Perspektiven einschließen kann. Mit der Einführung des Begriffes Prokreation kann ein Forschungsgegenstand benannt werden, ohne eine diskursspezifische Interpretation vorwegzunehmen. Da in dieser Interviewanalyse das alltagsweltliche Wissen im Vordergrund steht, muss auch eine alltagsweltlich äquivalenter Begriff herangezogen werden. So wird in den Interviews und auch in der Arbeit immer wieder vom „Kinderkriegen“ gesprochen. Im Theorieentwurf ist der Prokreationsbegriff jedoch weitaus treffender, da er es ermöglicht, das Kinder-



kriegen in seiner sozialen Konstruktion darzustellen (vgl. Drinck 2005: 53 ff.).

Prokreation ist wiederum eng mit Zweigeschlechtlichkeit verflochten, denn ein Kind entspringe aus dem zweigeteilten Beitrag zum Kinderkriegen, dem eines Mannes und einer Frau (vgl. Landweer 1996). Diese Differenz erscheint als mögliche Letztbegründung eines naturalisierten Geschlechterverständnisses, wonach es zwei und nur zwei sich grundlegend unterscheidende, gegenseitig begehrende, unveränderbare und natürliche Geschlechter, nämlich Frau und Mann, gebe. Dass aus dem Kinderkriegen eine solche Vorstellung von Geschlecht notwendigerweise geschlossen werden muss, wird in dieser Arbeit jedoch infrage gestellt. Dagegen rückt die These ins Zentrum, dass ein solches Geschlechterverständnis durch den Prokreationsbezug mitkonstruiert wird.

### 3. Die Verstrickung von Geschlecht und Prokreation

Geschlecht ist auf unterschiedliche Weise in den Prokreationskontext eingelagert. Doch gerade die geschlechtsspezifische Differenzierung des biologischen Beitrages zum Kinderkriegen scheint als vermeintlich natürliche Grundlage von Zweigeschlechtlichkeit gesetzt zu sein. Dabei wird alltagsweltlich davon ausgegangen, dass es zweier Geschlechter zum Kinderkriegen bedürfe, welche sich heterosexuell begehrten. Diese würden sich demnach durch die Produktion unterschiedlicher Gameten und entlang der Fähigkeit zu gebären unterscheiden. Nach Heide Mertens verleiht die „organische Anlage des weiblichen Körpers [...] Frauen potentiell die Möglichkeit, Kinder zu gebären“ (1991: 77). Die Differenzierung zwischen zwei Geschlechtern verbleibt jedoch nicht auf der biologischen Ebene, sondern daraus resultierend werden geschlechtsspezifische Fähigkeiten, Zuständigkeiten und Rollen abgeleitet (vgl. Schlehe 1987: 112). Die Frau habe zum Beispiel aufgrund ihrer potentiellen Gebärfähigkeit einen „Mutterinstinkt“, sei eingebunden in die Häuslichkeit und zuständig für die Kindererziehung.

Häufig wird darauf verwiesen, dass geschlechtsspezifische Zuschreibungen von Fähigkeiten und Zuständigkeiten nicht natürlich sind und sich diese historisch wandeln, aber die zugrunde liegende Differenz vermeintlich geschlechtsspezifischer Beiträge zum Kinderkriegen und deren anscheinende Notwendigkeit wird weiterhin als natürlich und unveränderbar anerkannt. Die vermeintliche Letztbegründung einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit bleibt schließlich unhinterfragt. Doch auch die biologische, potenzielle Gebärfähigkeit unterliegt historischen Veränderungen. So werden Schwangerschaften und Geburten verschieden praktiziert und erlebt und sind unterschiedlich bedeutend oder bleiben sogar aus, sie sind folglich abhängig von den kulturellen, historischen und sozialen Vorstellungen. Nicht nur die Ausgestaltung des Gebäraktes ist veränderbar und uneindeutig,

sondern auch die Prokreationsleistung an sich. Der Beginn und das Ende der Menstruation hängen u.a. von der Ernährung und möglichen Belastungen ab, und darüber hinaus variieren die Herstellung von aktiven Gameten im Lebenslauf und auch die Anzahl der Schwangerschaften deutlich (vgl. MacCormack 1982: 7). Auch organische Vorgänge, sowie die Hervorbringung darin bestehender Differenzen werden daher durch ihren sozialen Kontext unterschiedlich relevant (vgl. Birke 2000: 105). Der physische Geschlechterunterschied wird daran festgemacht, dass

Frauen bei der Geburt genetisch dazu veranlagt sind eine Reihe von Organen und Hormonen hervorzubringen, die sie letztlich mit einer Potenz, Nachwuchs zu gebären, ausstatten. Die genetische Veranlagung bestimmt aber in keiner Weise, daß die Frau das tatsächlich tun wird, noch daß sie wirklich dazu in der Lage ist, Kinder zu erzeugen. (Martin/Horowitz 1984: 24)

Es gibt Menschen, die Kinder gebären können, und Menschen, die dies nicht können, aber diese Unterscheidung zwischen (potenziell) gebärend und nicht gebärend vollzieht sich eben nicht entlang der Geschlechterdifferenz von Frau und Mann. Der Frau wird vielmehr das Potenzial, ein Kind zu gebären, unterstellt. So können nicht alle Frauen gebären und wenn, dann auch nur in einem bestimmten Alter, aber dennoch sind Frauen vor dem Eintritt der Menstruation oder nach dem Eintritt der Menopause Frauen. Es ist schließlich nur ein bestimmter Teil von Menschen, die als Frauen kategorisiert werden, fähig zu gebären und diesen Beitrag zum Kinderkriegen zu übernehmen. Ebenso ist es mit der Produktion von Sperma- oder Eizellen. So können auch nicht alle als männlich kategorisierten Personen Spermazellen produzieren und nicht alle als weiblich kategorisierten Eizellen. Und zusätzlich können auch im Alltag als Frauen gelesene Personen Spermazellen produzieren oder Männer Eizellen, da die biologische Geschlechtskategorisierung nicht mit der sozialen übereinstimmen muss.<sup>3</sup> Es deutet sich daher bereits hier an, dass die geschlechtsspezifische

---

3 Medial als einer der ersten schwangerer Männer stand Thomas Beatie im Fokus. Im amerikanischen „The Advocate“, einer Zeitschrift für Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgender in den USA, ist er mit dem Babybauch abgebildet und erzählt von seinen Erfahrungen als schwangerer Transgender (vgl. 2008: o.S.).

sche Differenz der Beiträge zum Kinderkriegen eine sozial konstruierte Aufteilung und Zuteilung darstellt.

Mit der Entwicklung neuer Reproduktionstechnologien wird dies sehr deutlich. Das Kinderkriegen scheint nicht mehr nur durch zwei Beteiligte möglich zu sein. Es braucht schließlich lediglich eine Eizelle und eine Spermazelle zur Befruchtung, ausgetragen und geboren werden kann das Kind jedoch auch von einer nicht an der Zeugung beteiligten Person. Zusätzlich muss keine dieser Personen im heterosexuellen Kontakt zu der anderen gestanden haben. Die Unterscheidung von Frau und Mann entlang der Zeugungs- und Gebärfunktion ist demnach in sich nicht schlüssig. Sie beschreibt weniger eine tatsächliche Zuteilung der Beiträge zum Kinderkriegen und eine unveränderbare und eindeutige Zuteilung zu Geschlecht, vielmehr interpretiert sie die Prokreationsleistung.

Simone de Beauvoir wirft in ihrem Buch „Das andere Geschlecht“ die Frage auf, was eine Frau ist (vgl. 2003: 27). In ihrer Antwort stellt sie heraus, dass in der Biologie von Fortpflanzungsprozessen in der Tierwelt und dem Bestand unterschiedlicher Gameten (vgl. ebd. 29) auf Zweigeschlechtlichkeit geschlossen und den Menschen eine Geschlechterspezifität zugeschrieben wird. Für sie ist die Fortpflanzung als „Arterhalt“ zwar „ontologisch begründet“, aber nur die Gesellschaft bestimmt, welche Bedeutung die Fortpflanzungsfunktion hat (vgl. ebd. 60). Hierbei verweist sie auf die Naturalisierung von Geschlecht über das Verständnis von Fortpflanzung und gibt damit einen entscheidenden Hinweis für die Fragestellung dieser Arbeit, verbleibt jedoch in der Annahme, dass Fortpflanzung naturhaft sei.

Um in dieser Arbeit die Idee des Kinderkriegens und die darin eingeflochtene Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit aufzuzeigen, wird im nächsten Abschnitt vorab die Perspektive auf Geschlecht als soziale Konstruktion erläutert.

### 3.1 Geschlecht als soziale Konstruktion

Die Fragestellung dieser Arbeit ist zweigeteilt. So wird grundlegend nach der alltagsweltlichen Idee des Kinderkriegens gefragt und zusätzlich danach, wie darin Zweigeschlechtlichkeit verankert ist. Dabei wird

auf ein theoretisches Verständnis zurückgegriffen, welches Geschlecht als etwas Konstruiertes und somit auch Veränderbares begreift. Geschlecht ist ein soziales Phänomen, welches in jeder sozialen Praxis, jeder Institution und daher bis in das kleinste Detail in eine Gesellschaft eingeflochten ist und stetig reproduziert wird. Somit kann einerseits gesellschaftliches Wissen und Handeln besser verstanden werden, wenn die Rolle von Geschlecht berücksichtigt wird, und andererseits in jedem gesellschaftlichen Phänomen Geschlecht herausgearbeitet und analysiert werden (vgl. Degele et al. 2011: 1). Dies macht es nötig, die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit in einem Diskurs zu erfragen, den es erst noch zu skizzieren gilt.

Geschlecht wird durch Menschen in jeder alltäglichen Handlung auf verschiedene Weise hergestellt und abgesichert, ob in spezifischer Bewegung, Kleidung, beim Reden oder in der biologischen Kategorisierung. Diese Herstellung von Geschlecht wird in der Geschlechterforschung als *doing gender* beschrieben (vgl. West/Zimmermann 1987). Demnach sind nicht der Körper oder die als natürlich verstandenen „Geschlechtsorgane“ der Ausgangspunkt von Geschlecht. Vielmehr sind diese Produkte von Wahrnehmungen, Beschreibungen und Handlungen. So ist Geschlecht nicht etwa natürlich oder eindeutig, sondern vielmehr kontingent und veränderbar. Aus dieser Perspektive heraus sind verschiedene Weiblichkeiten und Männlichkeiten sowie Geschlechter fern der Zweigeschlechtlichkeit denkbar. Die Herstellung, das *doing gender*, ist jedoch nicht vollkommen beliebig und komplett frei wählbar, denn was ein Mensch machen muss, um Mann oder Frau zu sein, ist abhängig von gesellschaftlichen Bedingungen, welche wiederum im jeweiligen kulturellen und historischen Kontext verschieden ausfallen können (vgl. Schröter 2002). So orientiert sich die Konstruktion von Geschlecht immer an einem gesellschaftlichen Ordnungssystem. Dieses Ordnungssystem geht von Zweigeschlechtlichkeit aus, stellt Weiblichkeit und Männlichkeit gegenüber, erklärt diese als stets eindeutig und unterfüttert sie mit Eigenschaften, Fähigkeiten sowie Rollenbildern, welche wiederum im Zusammenhang mit Körperlichkeiten dem jeweiligen Geschlecht zu- oder abgesprochen werden. Geschlecht ist demnach eingelassen in gesellschaftliche Strukturen wie z.B. Familie, Recht oder Arbeit, was bedeutet, dass diese Strukturen einerseits Geschlecht herstellen und jedes Aufbrechen sanktionieren und

andererseits jede Handlung diese Strukturen wiederherstellt und verfestigt (vgl. Giddens 1995). Geschlecht ist also keine natürliche Tatsache, sondern vielmehr eine Strukturkategorie, der gesellschaftliche Positionen zugeordnet werden.

Die Konstruktion von Geschlecht beinhaltet jedoch auch immer eine Normierung von sexueller Orientierung (vgl. Rubin 1984; Wittig 1981). Mit der Herstellung von Geschlecht geht somit eine Zuordnung von sexuellem Begehren einher. Folglich wird ein Zusammenhang von Zweigeschlechtlichkeit und Sexualität, genauer Heterosexualität, hergestellt, der vom Konzept der Heteronormativität beschrieben wird. Heteronormativität ist eine soziale Norm, welche die gesellschaftliche Annahme beinhaltet, dass es die zwei Geschlechter Frau und Mann gibt, wie auch, dass sich diese beiden anscheinend natürlichen Geschlechter sexuell aufeinander beziehen, also heterosexuell sind. Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit bedingen und legitimieren sich also gegenseitig. Diese Geschlechterordnung durchzieht alle gesellschaftlichen Strukturen.

Judith Butler verweist in ihrem Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ (1991) auf genau diesen Zusammenhang und beschreibt ihn als „heterosexuelle Matrix“. Dabei wird die *Sex-Gender*-Unterscheidung um das sexuelle Begehren erweitert und als bedeutende Dimension von Geschlecht aufgearbeitet. So würden Menschen, denen nach der Geburt – oder sogar schon davor – ein biologisch körperliches Geschlecht, z.B. einer Frau, zugeschrieben wird, auch eine weibliche Geschlechtsidentität entwickeln und heterosexuell begehren. Biologisch als männlich eingeordnete Personen würden dagegen eine männliche Geschlechtsidentität entwickeln und aufgrund der angenommenen Heterosexualität Frauen begehren. Nach Butler folgt diese Verknüpfung einem „machtvollen Imperativ“, wobei das biologische Geschlecht und die Geschlechtsidentität immer ausschließlich, eindeutig, unveränderbar und natürlich weiblich oder männlich seien und mit heterosexuellem Begehren einhergehen würden. Demnach kann eine heterosexuelle Weiblichkeit oder Männlichkeit (*sex, gender, desire*) erst dann absolut eindeutig und widerspruchsfrei durch eine Person dargestellt werden, wenn sie der sozialen Norm entspricht und dies auch anerkannt wird. Sollte wiederum nur ein Aspekt anscheinend widersprüchlich sein, so fiele die Person aus der Geschlechterordnung

heraus. Hierbei wird deutlich, wie stark *sex*, *gender* und *desire* zusammenwirken und wie fragil die Konstruktion eines eindeutigen Geschlechts ist. Doch gerade weil dieser Zusammenhang aus *sex*, *gender* und *desire* so zerbrechlich ist, ist er so stark in jede soziale Praxis und gesellschaftliche Struktur eingelassen, wo er immer wieder hergestellt und abgesichert wird. Geschlechternormen sind folglich ein unumgänglicher Teil jeder sozialen Auseinandersetzung und Struktur. Jeder Mensch muss sich irgendwie zu ihnen verhalten und ihnen sichtlich entsprechen, um ein vollwertiges, anerkanntes und handlungsfähiges Subjekt der Gesellschaft zu sein, was bedeutet, dass jeder Mensch einem Geschlecht eindeutig zuzuordnen sein muss und gesellschaftliche und soziale Sanktionen erfährt, wenn dies nicht möglich ist (vgl. Degele et al. 2011: 2).

Diese Einteilung von Menschen in die binäre Geschlechterordnung erscheint in unserer Gesellschaft als selbstverständlich und natürlich. „Frauen- und Männerkörper“ seien eindeutig und problemlos voneinander zu unterscheiden, wie sich auch das Verhalten von Frauen und Männern immer gegensätzlich, aber in sich unmissverständlich ausgestalte. So seien alle Frauen schmaler gebaut, weniger muskulös und daher auch weniger aggressiv, aber weit emotionaler als alle Männer. In der alltäglichen Unterscheidung von Menschen nach ihrem Geschlecht orientiert man sich primär daran, welche Form der Körper hat, wie dieser Körper behaart ist und was an diesem getragen wird, also u.a. Kleidung, Schminke und Frisur. Hinzu kommen die Bewegung und das Verhalten einer Person, die als typisch weiblich oder männlich gelesen werden. Solche Attribute werden wahrgenommen und darauf basierend werden Rückschlüsse gezogen auf die in der Öffentlichkeit meist unsichtbaren „Geschlechtsorgane“. Demnach wird meist ohne eine absichernde Prüfung auf eine biologisch-körperliche Gestalt geschlossen, obwohl diese als das natürliche, grundlegende Hauptmerkmal von Geschlecht anerkannt ist. Gerade Transgender-Personen beweisen, wie wenig natürlich, sondern aktiv hergestellt Geschlecht ist (vgl. Hirschhauer 1993). Sie übernehmen bewusst eine Geschlechtsidentität, weshalb ihnen ein Geschlecht zugeordnet wird, welches nicht der biologischen Kategorisierung entspricht.

Die vermeintliche Naturgegebenheit von Geschlecht wird in den Sozialwissenschaften infrage gestellt. Gerade konstruktivistische Strö-

mungen sehen den Körper als Ergebnis sozialer Konstruktionsprozesse, welche wiederum den Anschein einer Natürlichkeit vermitteln, ihn folglich naturalisieren (vgl. Hirschauer 1993, Villa 2001). Dahinter steht die Perspektive, dass Menschen alles – die Welt und auch jede Materie – erst über den Rückgriff auf soziale Bedeutungsmuster, kulturelle Sinnstrukturen und gesellschaftliche Ordnungssysteme wahrnehmen, benennen, denken und auch empfinden und somit auch nur zwei Geschlechter, Frau und Mann, zuordnen. Zweigeschlechtlichkeit ist demzufolge nicht natürlich, nicht vorsozial und nicht essenziell, sondern etwas immer wieder und überall Hergestelltes. Dies beschreibt Butler in einem Bild, wonach der Satz „Es ist ein Mädchen“ nach der Geburt des Kindes ein Geschlecht als naturgegebene Tatsache herstellt (vgl. ebd. 1993: 232). Der Körper des Kindes wird geschlechtlich interpretiert, was zur Folge hat, dass auch von einer weiblichen Geschlechtsidentität des Kindes ausgegangen wird; wie es sich verhält, was es gerne machen wird, dass es emotional ist, aber auch, dass es Männer begehren wird und Kinder gebären kann. Der menschliche Körper als Interpretationsfläche trägt somit eine vorrangige Bedeutung bei der Reproduktion von Geschlecht, ebenso wie die Biologie als Wissensproduzentin von Naturgegebenem in der Betrachtung von Geschlechtlichkeit eine bedeutende Rolle innehat (vgl. Lindemann 1993).

Die Biologie unterscheidet auf mehreren Ebenen nach Geschlecht. So wird das biologische Geschlecht durch Chromosomenkombinationen (XX oder XY), Gonaden (Eierstock oder Hoden), Hormone (Östrogene oder Androgene) und die Morphologie (primäre und sekundäre „Geschlechtsmerkmale“) festgelegt (vgl. Villa 2001: 58-60). Betrachtet man nun die Vielfalt an Kombinationsmöglichkeiten, dann ist die Festlegung von nur zwei biologischen Geschlechtern eine starke Reduktion der Komplexität. Es erscheint als ein „statistischer Effekt. Denn die Differenzierung in ausschließlich Männer und Frauen schlägt sich in Form zweier nur geringfügig voneinander abweichender Normalverteilungen nieder“ (vgl. Degele et al. 2011: 3), wobei jedoch die Unterschiede innerhalb eines Geschlechtes häufig größer sind als zwischen den Geschlechtern. „Die Geschlechter sind somit keine klar geschiedene Alternative, sondern stellen eine Variationsbreite mit fließendem Übergang von der mehr männlichen zur mehr weiblichen Seite dar“ (Christiansen 1995: 15).



Diese konstruierte Zweigeschlechtlichkeit ist die Grundlage der Norm von Heterosexualität. So würde man nicht von Hetero- und Homosexualität sprechen, wenn mehr als zwei Geschlechter gedacht würden. Jedoch legitimiert nicht nur die Zweigeschlechtlichkeit die normative Vorstellung von sexuellem Begehren, sondern auch andersherum. Schließlich müsse es (nur) zwei Geschlechter geben, welche sich gegenseitig heterosexuell begehren, damit sich Menschen wie auch alle anderen Lebewesen fortpflanzen könnten, was eben nur durch zwei jeweils zugeordnete Beiträge zum Kinderkriegen (Frau und Mann) und den heterosexuellen Koitus gewährleistet sei.

## **3.2 Bedingt Prokreation Geschlecht oder Geschlecht Prokreation?**

Hilge Landweer lehnt die Vorstellung einer Natürlichkeit des biologischen Geschlechtes ab, betont jedoch, dass es eine Grundlage geben muss, um die Fortpflanzung der Menschen zu ermöglichen (vgl. 1996: 147–175). Die Notwendigkeit von Fortpflanzung führt sie auf Eigenschaften von Kultur zurück, um zu erklären, warum diese in jeder Kultur von grundlegender Bedeutung ist. Kultur besteht demnach im Rahmen einer symbolischen Ordnung, welche von Geschichtlichkeit und Zeitlichkeit bestimmt ist. Sie hat daher immer eine Vergangenheit und Zukunft, entlang deren sie interpretiert werden kann. Nach Landweer ist Kultur daher immer abhängig von der Reproduktion der Gattung. Sie schließt die Vorstellung aus, dass Geschlecht anders organisiert sein könnte als zweigeschlechtlich und andere Kategorien umfassen könnte als Frau und Mann. Ihrer Annahme zufolge sind Mortalität, Natalität und auch Generativität grundlegend für jede Kultur, weshalb es in jeglicher kulturellen Ordnung auch zu einer Kategorisierung von zwei Geschlechtern kommen muss, nur dass diese in ihrer Bedeutung kulturspezifisch ausgeprägt sind. So ist es kulturbedingt, wie der Geschlechterbegriff verfasst ist, aber über alle Kulturen hinweg gibt es nur zwei Kernkategorien. Und diese zwei Geschlechterkategorien werden entlang des Anteils an der Entstehung eines neuen Menschen aufgeschlüsselt (vgl. Landweer 1996: 151f.). Demnach ist Zweigeschlechtlichkeit nach Landweer nicht historisch geformt, sondern liegt im Kinderkriegen verankert. Es sind nicht etwa Diskurse, Mythen oder eine

Ideologie, welche eine Geschlechterdifferenzierung hervorbringen, vielmehr reproduzieren alle für die Kultur bedeutenden Differenzen Unterscheidungen, folglich zwei Geschlechter (vgl. Landweer 1996: 154f.).

Zwar ist es unleugbar, dass Prokreation (noch) auf einer Binarität von anatomischen Körpern und biologischen Substanzen basiert, dennoch lässt sich damit nicht die Notwendigkeit der umfassenden Geschlechterkategorien erklären, welche eben nicht nur auf einen biologischen Beitrag zum Kinderkriegen verweisen, sondern generelle Geschlechtsidentitäten beinhalten.

Dass Prokreation in menschlichen Gesellschaften eine wichtige Rolle spielt und deshalb Mechanismen und Regulation der biologischen Reproduktion stets Gegenstand von Kategorisierung, Erzählungen und Mythen waren und sind, die in den meisten bekannten Gesellschaften offenbar zu – gleichwohl sehr unterschiedlichen – Vorstellungen von Männern und Frauen geführt haben, lässt nicht unbedingt auf eine universelle Notwendigkeit dieser beiden Kategorien schließen. (Meißner 2010: 160)

Barbara Drinck zeichnet dementsprechend nach, wie Vorstellungen zur menschlichen Fortpflanzung mit Annahmen über einen fundamentalen Geschlechterdualismus verknüpft sind, denn „Geschlechter sind verschieden und die Differenz fängt bei der Prokreationsleistung an“ (Drinck 2005: 64). Ihre These ist, dass nicht etwa das Geschlecht die Prokreationsleistung festhält, sondern dass Geschlechtlichkeit aus einer Vorstellung von Prokreation hervorgeht und somit in den Prokreationsdiskurs eingelassen ist. Es stehen die Prokreationsleistungen in ihrer Natürlichkeit und Notwendigkeit zur Disposition, da sich ihre Konstruktion historisch verändert hat. Die Kausalität von Geschlechterdifferenz und Prokreationsleistung ist nach Drinck daher, entgegen Landweers These, historisch und veränderbar.

Drinck führt den Begriff Prokreation ein, um einen Blick auf die Strukturen zu gewinnen, die Funktionen des Kinderkriegens festhalten (vgl. Drinck 2005: 54ff.). Dabei gerät das Verhältnis von Geschlechter- und Prokreationsdiskurs in den Fokus, denn Drincks Annahme nach werden Geschlechtertheorien durch ein unveränderliches Dogma des Reproduktionsdualismus und korrespondierender Körpertheorien präformiert (vgl. ebd. 60). Schließlich folgt der Prokreationsdiskurs einem Ordnungssystem, einer Deutungsstruktur, welche zwei Ge-

schlechter vorsieht und somit Zeugungsvorgänge explizit Frauen oder Männern zuordnet. Drinck betrachtet den Prokreationsdiskurs in seiner historischen Entwicklung, wobei deutlich wird, dass der Geschlechterdiskurs aus dem Prokreationsdiskurs erwachsen ist:

Platon hatte, nach Drincks Ausführungen, bereits die Vorstellung, dass der Mann der Idee des Menschen entspricht und die Frau nur dessen Abbild, etwas Mangelhaftes, ist. Der Schüler Platons, Aristoteles, übernimmt diesen Dualismus. Nach ihm bestehen alle Dinge aus geformtem Stoff, so auch Menschen. Der Stoff des Menschen ist das Blut und kommt von der Mutter, und die Form, in die dieser Stoff gegossen wird, ist der Samen des Mannes. Daraus resultiert nach Drincks historischer Analyse eine Geschlechterdifferenz, welche das Kind in den Besitz des Mannes einlagert, wohingegen die Frau nur die Ernährerin des Kindes ist. Thomas von Aquin ergänzt diese Vorstellung um den Dualismus von Frau und Mann entlang der zugeschriebenen Prokreationsleistung durch weitere Eigenschaften. Die Frau ist demnach in ihrer Prokreationsleistung, in der Hingabe des Stoffes, passiv, wohingegen die Formung durch den Samen des Mannes eine aktive Handlung ist. Drinck betont, dass der Mann schließlich, wie sich schon bei Aristoteles andeutet, zum alleinigen, aktiven Erzeuger des Kindes wird. Bereits in diesen frühzeitigen Mythen und Erklärungsansätzen zur Entstehung eines Kindes werden, wie Drinck nachzeichnet, Prokreationsleistungen entlang einer Vorstellung von Geschlecht gelesen. Ähnlich wie auch das biologische Geschlecht wird hier eine Prokreationsleistung als weiblich oder männlich interpretiert. Daran knüpft sich eine Vorstellung über die Aufgaben, Fähigkeiten oder auch Ansprüche gegenüber dem Kind, welche dementsprechend natürlich die der Frau oder des Mannes sind. Erst 1827 weist Karl Ernst von Baer durch die Entdeckung der Eizelle den weiblichen Beitrag zur Zeugung nach. Dennoch wandelt sich, wie Drinck aufzeigt, das Bild der Mutter und passiven Frau nicht und schafft es somit nicht, mit dem Geschlechterbild zu brechen. Zum Ende des 19. Jahrhunderts kam eine verstärkt biologische Sicht auf Mütterlichkeit auf, wobei durch Ernst Haeckel der Stoff-Form-Dualismus wieder aktuell wurde. Es entstand eine materialistische Idee, welche die Materie als Grundlage des Kinderkriegens versteht, die von der Frau stammt. Der Mann wird dagegen durch seine unwesentliche Funktion für die Prokreation entmach-

tet. Dennoch verändert sich nach Drinck die Vorstellung von Geschlecht im Prokreationsdiskurs erneut nicht. Die Frau bleibt der Vorstellung nach passiv, wenn auch mit wesentlicher Bedeutung für die Entstehung eines Kindes – und ihr Beitrag rein materiell. Der Mann wird zwar seiner Prokreationsleistung entmachtet, aber aufgrund der patrilinearen Erbschaftsfolge ist seine Reproduktion und Erzeugerrolle gesichert. Trotz der andauernden wissenschaftlichen Überarbeitung von Fortpflanzungstheorien und immer weiter führender Erkenntnisse und Analysen über Prokreationsleistungen haben sich laut Drick eingelagerte Vorstellungen zu Geschlecht und der Differenz zwischen Frau und Mann kaum verändert (vgl. Drinck 1999: 59-81).

Doch worin bestehen aktuelle alltagsweltliche Vorstellungen vom Kinderkriegen? Und wie wird Zweigeschlechtlichkeit in dieser alltagsweltlichen Idee des Kinderkriegens konstruiert? Da – wenn auch aus unterschiedlichen Positionen heraus – nach Landweer wie auch nach Drinck davon ausgegangen werden kann, dass Prokreation nicht ohne Geschlecht und Geschlecht nicht ohne einen Bezug zur Prokreation gedacht werden kann, ist die Betrachtung beider Fragen unabdingbar. So geht die Analyse der alltagsweltlichen Idee des Kinderkriegens mit der Betrachtung der Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit einher.



## 4. Forschungsdesign

Wissenssoziologische Ansätze bieten ein Theoriekonzept, wonach Wissen als Grundlage der Wirklichkeit gesetzt wird, welche von Menschen durch „Zeichen objektiviert wird und deren Ordnung eine zeichenhafte Wissensordnung ist“ (Zifonun 2004: 259). Peter L. Berger und Thomas Luckmann definieren Wissen somit als „Gewissheit, dass Phänomene wirklich sind und bestimmbare Eigenschaften haben“ (1997: 1). Wissen umfasst daher nicht allein Faktenwissen, sondern auch das Wissen um Normen, Werte und Gefühle (ebd. 81). Eine Kritik an Berger und Luckmann richtet sich auf die fehlende Betrachtung der Verschränkung von Wissen und Macht (vgl. Bröckling 2007). Michel Foucault dagegen bezieht sich auf einen Macht-Wissens-Komplex, wobei Wissen durch Prozeduren reguliert wird, welche als Klassifikations-, Anordnungs- und Verteilungsprinzipien wirken (vgl. ebd.: 1997: 17). Solche Machtstrukturen werde ich in dieser Arbeit mit betrachten, indem ich aufgezeige, welches Wissen, welche Positionen und welcher Umgang mit dem Kinderkriegen marginalisiert werden.

Alltagsweltliche Wissensvorräte stehen im Fokus dieser Arbeit, da sie einerseits hochgradig sozial geteilt sind und andererseits natürlich und selbstverständlich erscheinen. Sie formen und bestimmen die Wirklichkeit, so auch die Wirklichkeit des Kinderkriegens und der Unterscheidungs- und Bewertungskategorie Geschlecht. Im Zentrum steht schließlich die Frage, wie Zweigeschlechtlichkeit durch die alltagsweltliche Idee des Kinderkriegens Realität wird beziehungsweise als in hohem Maße naturalisierte Realität funktionieren kann. Wie ich dieses Alltagswissen zur Idee des Kinderkriegens erhoben und ausgewertet habe, wird in diesem Kapitel erläutert.

## 4.1 Datenerhebung

Für die Frage nach der Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit im Prokreationsdiskurs bietet sich ein Verfahren an, welches sowohl Wissensvorräte, Deutungs- und Erklärungsmuster als auch Sinngebung in den Blick nimmt. Diese qualitativ-empirische Arbeit orientiert sich am Forschungsstil der Grounded Theory, wobei ich die Daten über offene leitfadengestützte Interviews gewonnen habe. Als Forschungsinteresse habe ich Vorstellungen zum Thema Kinderkriegen angegeben. So konnte ich Erzählungen initiieren, ohne den Fokus auf Zweigeschlechtlichkeit durch die Themensetzung zu verengen, um einerseits die Idee des Kinderkriegens ohne genauere Spezifik in den Blick zu nehmen und andererseits analysieren zu können, wo und wie die Interviewten Geschlecht selbstständig in ihre Erzählung einbinden.

### Samplekriterien

Zu Beginn der Erhebungsphase habe ich auf Grundlage theoretischer Konzepte Überlegungen angestellt, wie ein solches Interview aussehen soll. Anschließend habe ich einen ersten Leitfaden entworfen und in zwei Probeinterviews getestet, um als interviewende Person ein erstes Gefühl für ein solches Interview zu bekommen und den Leitfaden nach wissenschaftlichen Kriterien zu prüfen<sup>4</sup>. Mit den beiden zunächst interviewten Personen konnte ich den Leitfaden und das Interview anschließend auswerten und reflektieren. Auf der einen Seite konnte ich dadurch kleine Korrekturen in der Wortwahl und Abfolge der Fragen vornehmen und auf der anderen Seite einen ersten Einblick in den möglichen Antwortpool gewinnen. Durch diesen ersten Zugang zu möglichen Daten konnte ich wiederum auf Samplekriterien schließen, welche für die Untersuchung aus dem Text heraus plausibel waren. Mit diesem Wissen habe ich dann weitere Interviewpartner\_innen auf der Grundlage bestimmter Selektionskriterien angefragt. Es wurden Perso-

---

4 Diese zwei Probeinterviews wurden herangezogen, um erste theoretische Annahmen anzustellen, den Leitfaden zu prüfen und Samplekriterien herauszuarbeiten. Sie wurden jedoch nicht in die nähere Analyse einbezogen und sind daher unter den 15 ausgewerteten Interviews nicht mit aufgeführt.

nen um Interviews gebeten, die sich in einer bestimmten Altersspanne befanden, sich selbst dem westeuropäischen Kulturraum zuordneten, sich als kinderlos beschrieben und in einem Erwerbsarbeits- oder Studierendenstatus befanden bzw. ein Hochschulstudium abgeschlossen hatten. Die Erhebung war daher bewusst kriteriengesteuert, um die Personengruppe einzuschränken und den Datenumfang zu begrenzen.

Die Auswahl einer speziellen Altersgruppe und die Zuordnung zu einem Kulturraum ermöglichen einerseits eine bessere Vergleichbarkeit der befragten Personen aufgrund einer ähnlichen Konfrontation mit gesellschaftlichen Normen, Erwartungen, Rollenbildern und Lebensentwürfen. Andererseits kann davon ausgegangen werden, dass alle interviewten Personen in der Altersspanne zwischen dem 20. und 35. Lebensjahr gesellschaftlichen und sozialen Erwartungen zum Thema Kinderkriegen ausgesetzt sind. Demnach lässt sich vermuten, dass sich alle befragten Personen in irgendeiner Auseinandersetzung mit dieser Thematik bereits befanden und Eindrücke, Erlebnisse, individuelle Positionen und Erfahrungen schildern können. Die Alters- und kulturelle Zuordnung wurde als Filter in der ersten Anfrage zu einem Interview eingesetzt.

Die Selbstbeschreibung der Interviewten als kinderlos hat für diese Arbeit eine große Bedeutung, da davon ausgegangen wird, dass die Erfahrung, ein Kind zu bekommen (ob durch Adoption oder irgendeine Form der Befruchtung von Gameten), sowie das Zusammenleben mit einem Kind die alltagsweltliche Vorstellung vom Kinderkriegen stark beeinflussen. Da ich in diese Arbeit gerade die Idee vom Kinderkriegen in den Blick nehme, d.h., wie sich Menschen das Kinderkriegen vorstellen, aus welchen Gründen sie sich dafür oder dagegen entscheiden, wie sie diese Thematik verhandeln und was ihnen in diesem Kontext wichtig erscheint, würde die Befragung von Personen mit einem Kind eine weitere Perspektive aufmachen. So würden die Erfahrungen aus der Lebenssituation mit einem Kind geschildert werden bzw. die Idee von einem weiteren Kind in den Fokus rücken. Um dies jedoch zu umgehen, wurden ausschließlich Personen angefragt, bei denen die Eigenschaft „Kinderlosigkeit“ nach eigener Einschätzung zutrifft.

Außerdem habe ich ausschließlich Personen interviewt, welche eine Ausbildung abgeschlossen hatten und in dem Bereich erwerbstätig waren, oder ein Hochschulstudium abgeschlossen hatten bzw. gera-



de absolvierten, da davon ausgegangen werden kann, dass an sie eine gesellschaftlich relativ ähnliche Erwartung zum Kinderkriegen gerichtet wird. Ableiten lässt sich das aus statistischen Erhebungen des Bundes (vgl. Statistisches Bundesamt 2013; Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 2003; Bundeszentrale für politische Bildung 2012)<sup>5</sup>, welche hervorheben, dass gut ausgebildete Personen oder Personen mit einem akademischen Abschluss weniger Kinder bekommen als Personen ohne oder mit einem niedrigeren Ausbildungsabschluss. Mit dieser Annahme geht häufig eine medialen Berichterstattung einher (vgl. Siems 2013; Hansen 2011; Öchsner 2010), welche explizit die gut ausgebildete Personengruppe, wenn auch nur subtil, zum vermehrten Kinderkriegen anhält.

Ich habe folglich Personen für die Interviews angefragt, welche diesen Kriterien voraussichtlich entsprachen, und zum Interview eingeladen, wenn sie die Erfüllung der Kriterien bestätigten. Einige Personen lassen sich einem entfernten Bekanntenkreis von mir zuordnen, wobei das Sample durch mündliche Weiterempfehlung stets erweitert wurde. Aus diesem Grund kann zusätzlich herausgestellt werden, dass alle Befragten zur Zeit der Interviews in deutschen Großstädten wohnhaft waren. Die Bereitschaft zur Teilnahme an den Interviews war recht groß; nur wenige der angefragten Personen wollten das Interview nicht führen, wofür meist Zeitgründe benannt wurden. In zwei Fällen wurde das Interview mit der Begründung abgelehnt, dass das Thema zu persönlich sei. Den Interviewten möchte ich danken, da sie mit ihrer Offenheit diese Arbeit möglich gemacht habe.

### Leitfadengestützte Interviews

Bei der ersten Kontaktaufnahme mit den Interviewanwärter\_innen wurden die Samplekriterien von mir abgeglichen, um festzustellen, ob die Personen tatsächlich für ein Interview geeignet waren. Dabei habe ich ihnen das Thema nochmals erläutert und den Interviewablauf erklärt. Vorwiegend fanden die Treffen bei den zu interviewenden Personen statt, um eine angenehme und vertraute Atmosphäre aufzubauen.

---

5 Hierbei werden vorwiegend Frauen in das Zentrum der Betrachtung gestellt.

Bevor das Interview begann, bin ich darauf eingegangen, dass es mit einem Aufnahmegerät festgehalten und Datenschutzmaßnahmen getroffen werden.<sup>6</sup> Jede Aufzeichnung beginnt daher mit Erklärungen zum Datenschutz, aus diesem Grund wurden die kompletten Interviews anonymisiert, und auch in den Notizen sind die Namen nicht aufzufinden. Dies hat einerseits zur Folge, dass die Befragten abgesichert sind, dass ich als Interviewerin die Einhaltung des Datenschutzes gewährleiste. Andererseits haben die Befragten dadurch die Möglichkeit, sich an die Interviewsituation zu gewöhnen und eine erste Scheu vor dem Aufnahmegerät abzubauen. Nach den Interviewfragen und einem kleinen Fragebogen zur Person wurde schließlich die Aufnahme beendet<sup>7</sup>.

Insgesamt 15 leitfadengestützte offene Interviews habe ich durchgeführt, wobei der Leitfaden garantierte, dass zwei unterschiedliche Erzählperspektiven von den befragten Personen eingenommen wurden, eine persönlich-biografische und eine generell-abstrakte. Dadurch konnte die Frage nach der Idee vom Kinderkriegen in eine persönliche, konkrete und in eine generelle, abstrakte Dimension aufgebrochen werden. Der Leitfaden diente jedoch als flexibel handhabbares Instrument, weshalb Fragen, die durch die interviewte Person hinreichend beantwortet wurden, nicht noch einmal gestellt werden mussten, obwohl der Leitfaden das vorsah. Gleiches galt, wenn sich an eine Gesprächssequenz eine Frage sinnvoll angeschlossen hat, dann brauchte sie deshalb nicht verschoben zu werden. Nur so konnte ein Interview mit einem Erzählfluss entstehen, wobei Kontrasthorizonte ermittelt und Zusammenhänge erfasst wurden. Der Leitfaden diente daher dem Interview und wurde währenddessen angepasst und nicht starr umgesetzt. Die Interviews waren zwar leitfadengestützt, ich orientierte mich aber auch an der „Rückgriff-Fragestrategie“ nach Fritz Schütze (vgl. 1978: 35ff., zitiert nach Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 71), bei der nach dem Erzählstimulus direkte Nachfragen aus der Erzählung der

6 Dies war meist verbunden mit einer Phase des „Joining“ (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 67), um in der Situation anzukommen und Befindlichkeiten bei beiden Personen wahrzunehmen.

7 In einem Fall ging das Gespräch weiter. Dabei hat die Person noch zweimal darum gebeten, das Aufnahmegerät erneut anzumachen, weil ihr der Gedanke wichtig gewesen sei und es aufgenommen werden sollte.

interviewten Person abgeleitet werden. Erst wenn diese immanenten Fragen weitgehend erschöpft sind, werden exmanente Fragen aus dem Leitfaden gestellt, welche sich dann nicht mehr auf das unmittelbar Gesagte beziehen, sondern auf meinen direkten Erkenntnisgewinn. Diese exmanenten Fragen wurden jedoch nur dann so explizit gestellt, wie im Leitfaden ausgeführt, wenn sie sich durch immanente Fragen nicht bereits selbstständig erschlossen haben. So wurde von mir, außer der Einstiegsfrage und der ersten Frage zum zweiten Block, warum Menschen Kinder kriegen, nicht in jedem Interview jede Frage des Leitfadens im Wortlaut exakt gleich erfragt bzw. variierte die Reihenfolge der Fragen. Über diese „Rückgriff-Fragestrategie“ konnte eine persönliche, interessierte Gesprächsatmosphäre geschaffen werden, und eventuell vorsichtig getroffene Aussagen durch mein anschließendes Nachfragen ihren Tabucharakter verlieren.

Alle Interviews wurden mit einem Aufnahmegerät komplett festgehalten, damit ich sie später transkribieren und als verschriftlichte Textdatei für eine detaillierte Auswertung heranziehen konnte. Die Transkription erfolgte mit dem Programm Easytranskript entlang der Transkriptionsregeln von Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr (2009: 166f.), die leicht angepasst wurden:

(3)	Angabe der Länge einer Pause in Sekunden
[...]	Auslassungen der Autorin
[Erkrankung der Mutter]	bei längerer Auslassung kurze Paraphrase
[Name des Partners]	Auslassung zur Anonymisierung genannter Namen oder Orte
[B: Ja.]	kurzer Einschub durch die andere Person in einem fortlaufenden Absatz
tra/	Abbruch eines Wortes oder Satzes
((lacht))	Parasprachliches, Nichtverbales oder gesprächsexterne Ereignisse
(Gehend: 46)	Angabe des veränderten Nachnamens der befragten Person und des zitierten Absatzes im Interview

Akzentuierungen und Endintonationen wurden bei der Transkription nicht berücksichtigt, da sie für das angewandte Analyseverfahren der sequenziellen Inhaltsanalyse nicht von Bedeutung sind. Weiterhin wurden in den Interviews Namen, Ortsangaben sowie alle Informationen zu der Person anonymisiert, damit keine Rückschlüsse auf die befragten Personen möglich sind.

## Der Interviewleitfaden

Der Leitfaden enthält ausschließlich narrative und offene Fragen und teilt sich in drei Themenblöcke: 1.) narrative Einstiegsfrage, 2.) biografisch-persönlicher Frageblock, 3.) generell-abstrakter Frageblock. Diese drei Blöcke sind in jedem Interview aufzufinden, wobei die Eingangserzählung meist erste persönlich-biografische Fakten beinhaltet und die Ausführungen zum biografisch-persönlichen Fragenblock Hinweise auf generelle Erklärungsmuster aufzeigen. So konnte ich im Idealfall vom Leitfaden losgelöst alle interessierenden Aspekte allein durch ständiges Nachfragen thematisieren. Der Leitfaden machte es jedoch möglich, zwei verschiedene Perspektiven zu erfragen, gerade wenn interviewte Personen bestimmte Aspekte nicht selbstständig anführten. Während die Befragten zu Beginn von sich und ihren Erlebnissen und Erfahrungen erzählten, sollen sie am Ende allgemeine Erklärungen dafür finden und nennen. Dies verlangte, persönliche Schilderungen in einen übergeordneten Sinnzusammenhang zu setzen, wobei auf verbreitete, fast konsensual abgestimmte Erklärungsmuster zurückgegriffen wurde. Wie diese Perspektiven zusammengehen, sich ergänzend legitimieren oder brüchig werden, wurde durch die offene leitfadengestützte Interviewform hervorgehoben.

Nach den Ausführungen zum Schutz der Daten der befragten Person und zu meiner Verschwiegenheit als Interviewerin sowie einer erneuten Nennung des Themas wurde mit einem Erzählstimulus begonnen: Die befragte Person sollte anfangs erst einmal ganz generell erzählen, was ihr zum Thema Kinderkriegen einfiel. Über diese narrative Einstiegsfrage wurde von mir in den biografischen Fragenblock überleitet, wenn die persönliche Erzählung abgeschlossen war, obwohl sich dies fast bei allen Interviewten aus dem bereits Gesagten erschloss.

So habe ich meist noch einmal konkret nach der persönlichen Position gefragt, ob Kinder im zukünftigen Leben vorstellbar sind und, wenn ja, warum. Danach wurde die biografische Entwicklung dieser Position über die Fragestellungen aufgegriffen, ob es schon vor dem Interview eine Auseinandersetzung mit dem Thema gegeben habe, im Leben schon einmal anders darüber gedacht worden sei oder sich voraussichtlich diese Position in der Zukunft noch einmal verändern könne und was die Auslöser für eine solche Verschiebung sein könnten. Daran anschließend habe ich erfragt, inwiefern Kinderkriegen ein relevantes Thema ist und in welchen Situationen die Auseinandersetzung damit ausgelöst und wie diese wahrgenommen wurde. Diesen biografischen Fragenblock abschließend, wurden die Befragten darum gebeten, eine Wunsch- oder Krisensituation darzulegen, in der sie sich vorstellen können, sich für oder gegen ein Kind zu entscheiden. In diesem Block des Interviews habe ich gezielt an die Einstiegserzählung angeschlossen und mit der Zuspitzung auf biografische, lebenslaufspezifische Aspekte eine persönliche Perspektive anvisiert. Dadurch konnten die Befragten eigenständig thematische Nuancen setzten, Erlebtes schildern, Ideale konstruieren oder sich von anderen abgrenzen. Dies hat zu langen Interviews geführt, welche zwischen ca. 50 Minuten und zwei Stunden andauerten.

Im dritten Block des Interviewleitfadens sollte eine abstrakte, generelle Perspektive eingenommen werden. Dabei habe ich entweder an bereits getroffene Aussagen angeschlossen oder direkt dazu aufgefordert, die Perspektive zu wechseln. Als Einstieg habe ich dabei nach dem sozialen Umfeld gefragt. So sollten die Befragten ausführen, ob in ihrem sozialen Umfeld das Kinderkriegen verhandelt wird und wie sich das äußert. Davon ausgehend wollte ich wissen, welche allgemeinen Erklärungen es für das Kinderkriegen gibt. Diese Frage war für einige der Interviewten recht komplex, weshalb darauf hingewiesen wurde, dass sie auch eine These dazu aufstellen könnten und dass sie keine bis ins Detail durchdachte Erklärung geben müssten. Rückbeziehend sollte diese These mit ihnen selbst abgeglichen werden: Trifft die genannte Erklärung auch auf sie zu oder distanzieren sie sich persönlich davon? Die letzte Interviewfrage bezog sich auf die Notwendigkeit bestimmter Eigenschaften und Fähigkeiten von Menschen als Voraus-

setzung für das Kinderkriegen und erneut auf die Einschätzung, ob sie meinen, diese selbst zu haben oder nicht.

Nach der letzten Antwort habe ich in einigen Interviews noch offene Fragen gestellt, wenn sich während des Interviews dafür kein Raum geboten hatte. Dies habe ich den Befragten ebenfalls zugestanden und nach offenen Fragen ihrerseits gefragt und ob sie den Antworten noch etwas hinzufügen möchten oder eventuell noch etwas Wichtiges nicht genannt worden sei. Die meisten Interviewten haben dies jedoch nicht in Anspruch genommen, da sie das Interview als umfangreich und die Fragen als vielseitig wahrgenommen haben. Abschließend wurden mit einem kleinen Fragebogen noch Alter, Geschlecht, Beziehungsstatus und der aktuelle Erwerbs- oder Ausbildungsstatus abgefragt. Nach dem Verlassen der Wohnung der befragten Person habe ich direkt ein Interviewmemo angefertigt, in dem ich festgehalten habe, was inhaltlich sehr markante Aspekte oder Erzählungen waren, wie das Interview verlaufen ist und welchen Eindruck die Person und ihre Erzählung hinterlassen haben. In diesem Zuge wurde auch jedem/jeder Interviewpartner\_in ein Pseudonym zugeordnet.

## Vorstellung des Samples

Das Sample besteht aus 15 Personen, welche den Samplekriterien nach Eigenangaben entsprechen. Diese werden tabellarisch kurz vorgestellt, um einen Überblick über die einzelnen Personen zu erlangen. Die aufgeführten Namen sind anonymisiert<sup>8</sup>, Angaben zum Alter, Geschlecht, Beziehungs- und Erwerbsstatus haben die Befragten im abschließenden Fragebogen selbst getroffen. Während die Angaben zum Alter, Geschlecht und Beziehungsstatus für die Interpretation der Interviews von Relevanz sind und daher tabellarisch aufgeführt werden, sind die genaueren Angaben zum Erwerbs- und Ausbildungsstatus irrelevant, da in dieser Arbeit keine Fallanalyse von Interesse ist, sondern allgemeine Narrative untersucht werden. Nähere Angaben zum Berufsfeld

8 Der anonymisierte Name orientiert sich tendenziell am offiziellen Namen der Person. So wurde der Hinweis auf das Geschlecht im Vornamen beibehalten oder auch ein typisch deutscher Familienname durch einen anderen typisch deutschen Familiennamen ersetzt.

oder Studiengang sind dementsprechend nicht aufgeführt, um eine Identifikation durch andere Interviewte, die Interviewpartner\_innen vermittelt haben, weitestgehend auszuschließen. Aus diesem Grund wird auch nicht das konkrete Alter, sondern eine Alterspanne angegeben (23-26 Jahre, 27-30 Jahre und 31-35 Jahre).

Name	Alter	Geschlecht	Beziehungsstatus	Erwerbs-/Ausbildungsstatus
Burkhard, Barbara	23-26	Frau	in polyamourösen Partnerschaften mit Männern	Studentin
Gehrend, Alexander	31-35	Mann	Single	Student
Heinrich, Maximilian	23-26	Mann	Single	erwerbstätig
Heintz, Mario	27-30	Mann	in einer Partnerschaft mit einer Frau	Student
Hoffmann, Matthias	31-35	Mann	in einer Partnerschaft mit einer Frau	erwerbstätig
Karsten, Rudolf	23-26	Mann	in einer Partnerschaft mit einer Frau	Student
Mertens, Karla	31-35	Frau	in einer Partnerschaft mit einem Mann	arbeits-suchend
Mirokovic, Sebastian	27-30	Mann	Single	Student
Richter, Henrick	27-30	Mann	in einer Partnerschaft mit einer Frau	erwerbstätig
Saalbach, Katrin	23-26	Frau	in einer Partnerschaft mit einem Mann	Studentin

Name	Alter	Ge- schlecht	Beziehungsstatus	Erwerbs-/ Ausbil- dungs- status
Seifert, Tina	27-30	Frau	in einer Partner- schaft mit einem Mann	Studentin
Steiger, Karl	23-26	Mann	in einer Partner- schaft mit einer Frau	Student
Trabmann, Lena	27-30	Frau	in einer Partner- schaft mit einem Mann	Studentin
Weinert, Linda	23-26	Frau	verheiratet mit einem Mann	Studentin
Weinert, Martin	23-26	Mann	verheiratet mit einer Frau	erwerbstä- tig

## 4.2 Datenauswertung entlang der Grounded Theory

Die Arbeit orientiert sich am sozialwissenschaftlichen Ansatz der Grounded Theory, bei der zwischen dem Auswertungsverfahren und den Forschungsprozessen ein innerer Zusammenhang besteht (vgl. Strübing 2013: 121). Die Grounded Theory wurde von Barney Glaser und Anselm Strauss entwickelt, die 1967 das Buch „The Discovery of Grounded Theory“ herausgaben. Sie steht in der Tradition des Interaktionismus und Pragmatismus, wodurch auch der theoretische Zugang zum Forschungsprozess geprägt ist. Die Grounded Theory ist eher ein Forschungsstil als eine Methode mit konkreten Verfahrensregeln, da sie ein zyklisches Vorgehen versiert (vgl. Kruse/Schmieder 2014: 400).

Methodologisch gesehen ist die Analyse qualitativer Daten in der Grounded Theory [...] keine spezifische Methode oder Technik. Sie ist vielmehr als ein Stil zu verstehen, nach dem man Daten qualitativ analysiert, [...] um die Entwicklung und Verdichtung von Konzepten sicherzustellen. (Strauss 1991: 30)



So gibt die Grounded Theory ein Gerüst von Verfahrensschritten vor, das immer wieder an die Fragestellung und das empirische Feld angepasst wird. Die Darlegung des Vorgehens in dieser Untersuchung folgt zwar der Reihenfolge der Datengewinnung, -analyse und Theoriebildung, diese sind aber nicht als klar voneinander abgetrennte und aufeinander folgende Verfahrensschritte zu verstehen. Sie fallen vielmehr zusammen, weshalb schon nach den Probeinterviews erste theoretische Aussagen getroffen werden konnten, welche ich wiederum herangezogen habe, um Samplekriterien auszuarbeiten. So konnte ich schon recht früh im Forschungsprozess Theorieannahmen aufstellen, welche in die nächsten Interviewdurchführungen und -auswertungen mit einfließen konnten und mit jedem weiteren Interview ergänzt, ausdifferenziert oder fallen gelassen wurden. Die Arbeit am Datenmaterial war ein kollektiver Prozess, wie er durch die Grounded Theory empfohlen wird (vgl. Strübing 2013: 126); dabei habe ich mit ein bis zwei Forscher\_innen in einem gemeinsamen Aushandlungsprozess das Material aufgebrochen. Dieser intersubjektive Austausch spielte gerade für das Kernstück der Datenanalyse, die Codierung, eine wesentliche Rolle. Das Codieren dient als systematische Strategie einer interpretativen Analyse des Materials. Dabei werden theoretische Codes in verschiedenen Verfahren aus dem Material heraus entwickelt. Ein solches rekonstruktives Verfahren ist besonders dafür geeignet, Regeln, Ordnungen oder Sinnzusammenhänge im Text sichtbar zu machen, und bietet sich daher für eine Fragestellung an, welche, wie in dieser Arbeit, aufzeigen will, wie ein Phänomen gedacht wird.

Dabei wird in der Auswertung gerade nicht Hypothesen prüfend vorgegangen (vgl. Bohnsack 1999: 13ff.). Vielmehr orientiert sich die rekonstruktive Sozialforschung an einem „empirisch angewandten Konstruktivismus“ (Kruse/Schmieder 2014: 147). Demnach ist Wirklichkeit niemals eine objektive Wirklichkeit, sondern immer sozial konstruiert und interaktiv vermittelt (Konstruktivitätspostulat), obwohl sie für den/die Akteur\_innen objektiv erscheinen mag. Wirklichkeit besteht daher immer in Versionen (Versionenhaftigkeit), weshalb sich auch nicht die Frage nach der Wahrheit stellt. Sie ist vielmehr kontingent, und es gibt nicht die eine wahre Wirklichkeit (Kontingenzanahme) (vgl. ebd.). Doch dies bedeutet nicht, dass die Wirklichkeit beliebig und zufällig ist, denn sie funktioniert immer nach einem Ord-

nungssystem, nach Regeln und einer Struktur, die rekonstruiert werden kann. Diesen theoretischen Annahmen entsprechend, geht es in der Grounded Theory darum, gesellschaftliches Wissen herauszuarbeiten, welches selbstverständlich und unhinterfragt in Denken und Handeln eingebaut ist. Dieses Wissen drückt sich in „spezifischen Mustern oberflächlicher Sinnstrukturen“ (ebd. 101), hier des Gesagten, aus, wodurch auf eine „Tiefenstruktur“ des Wissens geschlossen werden kann und so eine grundlegende Interpretation möglich wird. Um auf diese Interpretation zu schließen, wurde der Text mittels verschiedener Codierverfahren aufgeschlüsselt.

## Sequenzanalyse

Beim offenen Codieren, der ersten konkreten Auswertung, wurde der Text anhand eines hermeneutischen, sequenzanalytischen Verfahrens aufgebrochen (vgl. Meuser 2003: 92ff.), welches „eher eine Art des Denkens und Forschens ist als eine feste Methode“ (Reichert 2007: 178). Dabei wurden Sätze in Abschnitte zerlegt oder gar Wort für Wort gelesen, um diese folglich Stück für Stück zu interpretieren. Bedeutend für dieses Vorgehen ist, dass keine Sequenz im Text übersprungen werden darf und auch keine Informationen aus späteren Textstellen zur Aufschlüsselung herangezogen werden dürfen (vgl. Fuchs-Heinritz 2005: 329). Um einen interpretativen Abstand zum Text beizubehalten, habe ich in der Forschungsgruppe immer wieder Fragen an die jeweilige Textpassage gestellt: In welchen Kontexten hätte diese Aussage noch getroffen werden können? Was steht im Zentrum dieser Aussage? Welche Funktion hat sie? Wodurch könnte diese Aussage bedingt sein? Was sagt das explizit über den Forschungsgegenstand aus? Dieses Vorgehen machte es möglich zu selektieren, welche Aussagen für die Forschungsfrage relevant sind und welche nicht. Dies war für den konkreten Forschungsprozess von großer Bedeutung, da das Datenmaterial einen enormen Umfang hatte und die Interviewten mit ihren Erzählungen immer wieder in die ans Kinderkriegen anschließenden Diskurse übergegangen sind. So finden sich in den Interviews detaillierte Erzählungen zu den Themen Partnerschaft, Erziehung, Familie und Kinderbetreuung, welche nur bedingt Aufschluss über den For-

schungsgegenstand geben. Daher konnten die Daten mit diesem Verfahren dahin gehend ausgewertet werden, inwieweit sie Indikatoren für das zentrale Forschungsinteresse beinhalten. Zusätzlich wurden nicht die kompletten Interviews, sondern ausschließlich die Eingangssequenz jedes Interviews und die Antwort auf die erste Frage des dritten Blocks, warum Menschen Kinder kriegen, in einer Auswertungsgruppe hermeneutisch interpretiert. Dabei wurde auch meine Einleitung in das Interview, sowie die Fragestellung mit interpretiert, um die Situiertheit, also die Ausrichtung der Antwort der befragten Person auf das „richtige Verstehen“ der Ausgangsfrage, und auch die vermutete Erwartungshaltung der interviewenden Person zu berücksichtigen. Nach Ulrich Oevermann et al. ist die Interpretation der Eingangspassage von besonderer Bedeutung, da die Befragten zu diesem Zeitpunkt verstärkt bemüht sind, sich selbst angemessen zu präsentieren (vgl. 1980: 43). Die Eingangssequenz des dritten Blockes ist für diese Forschungsfrage zusätzlich sehr bedeutend und wurde daher detailliert ausgewertet, da gerade nicht die Selbstdarstellung, sondern vielmehr generalisierte Grunderklärungen ins Zentrum rücken. Diese liegen dem Interview zugrunde und stehen mit der Selbstdarstellung in einem Verhältnis. Sie können legitimierend aufeinander aufbauen oder in einer Gegenüberstellung das Individuum von der Allgemeinheit abgrenzen.

Doch hat die Reduktion der Line-by-line-Analyse auf diese beiden Sequenzen in den Interviews nicht nur inhaltliche Gründe. So wäre es praktisch nicht zu leisten, dieses Verfahren im Rahmen dieser Arbeit auf das komplette Datenmaterial anzuwenden, denn wie auch bei der Erarbeitung von Lesarten in der objektiven Hermeneutik ist der Aufwand dieses Verfahrens enorm hoch. Dementsprechend habe ich mich in der Analyse an Strauss' Ansatz orientiert:

Wenn ein Kode eine relative Sättigung erreicht hat [...], dann wird der Forscher die Daten automatisch schnell durchgehen, in der Zeile-für-Zeile Analyse Wiederholungen finden und folglich die Daten überfliegen, bis etwas neues seine Aufmerksamkeit erregt. (Strauss 1991: 61)

## Offenes, axiales und selektives Codieren

Das offene Codieren macht es möglich, erste Codes zu erarbeiten, welche unmittelbar auf Phrasen im Text verweisen. Dabei wurde zu Beginn des Forschungsprozesses viel mit In-vivo-Codes gearbeitet, welche sich direkt aus dem Datenmaterial ergaben und von den Interviewten selbst formuliert wurden. Gerade diese In-vivo-Codes machten bereits nach wenigen Interviews deutlich, dass sich alle Befragten auf ein geteiltes Wissen bezogen haben.<sup>9</sup> Die Arbeit an diesen Codes habe ich jedoch immer wieder unterbrochen, um Memos zu schreiben, welche theoretische und methodische Überlegungen beinhalten. So entstanden über den kompletten Forschungsprozess hinweg Memos zu jedem Code, in denen beschrieben wird, was der Code umfasst, in welchem Zusammenhang er mit anderen Codes steht oder stehen kann und welche Aussage er über das zentrale Phänomen, die Idee des Kinderkriegens, trifft. Außerdem wurden Memos zu jedem Interview angefertigt, welche beinhalten, was an dem jeweiligen Interview besonders interessant ist und welche grundlegenden Aussagen und Positionen das Interview zum Kinderkriegen beinhaltet. Diese Memos wurden im weiteren Verlauf der Forschung immer wieder ergänzt.

Die ermittelten In-vivo-Codes habe ich anschließend gruppiert und theoretische Begriffe herangezogen, um diese Fülle an Codes in ihrer Gemeinsamkeit und Differenz zu beschreiben. Diese theoretischen Codes wurden dann in einer ständigen Überarbeitung mit Textpassagen unterfüttert, wobei ich das Analyseprogramm MAXQDA herangezogen habe, um den Überblick über die große Datenmenge nicht zu verlieren und die theoretischen Codes eindeutig bestimmten Textstellen zuzuordnen sowie stetig zu präzisieren. Bei der andauernden und wiederholten Überarbeitung der Memos zu den Codes und Interviews habe ich immer wieder der Zusammenhang zwischen den theoretischen Codes erfragt.

Dies leitet in den nächsten Verfahrensschritt, das axiale Codieren, über, wobei sich diese Verfahrensschritte im Forschungsprozess häufig

9 Dies wird u.a. besonders deutlich in der Metapher der „biologischen Uhr“, welche in vielen Interviews genannt und nur auf Nachfrage ausgeführt wurde, da es selbstverständlich zu sein scheint, was sich dahinter verbirgt.

überschnitten, da immer wieder Codes verworfen wurden und durch erneutes offenes Codieren neue Codes und Zusammenhänge erstellt werden konnten. Während das offene Codieren dazu dient, neue Codes zu entwickeln, ist gerade das axiale Codieren eher darauf ausgerichtet, Codes zu verfeinern und sie in den Status einer Kategorie zu überführen (vgl. Boehm 1994: 130). So wurde um die Achse der zentralen Kategorie codiert, um diese einerseits umfassend zu erklären und andererseits erste Zusammenhänge zwischen den Kategorien aufzuschlüsseln. Dadurch konnte ich die Kategorien in ihrer Dimensionalität ausdifferenzieren, indem ich mit der Forschungsgruppe erneut in den Text gegangen und zum Teil offen codiert habe.

Anhand dieser Strukturierung und der Zuordnung von Textpassagen wurden jedoch nicht nur die Dimensionen, sondern auch erste Hinweise für ein Codierparadigma ermittelt, das es möglich macht, Zusammenhänge herauszuarbeiten. Das Codierparadigma hilft dementsprechend dabei, die Daten systematisch aufzuschlüsseln und komplexe Theorieannahmen zu entwickeln (vgl. Strauss/Corbin 1990: 98). An dieser Stelle des Forschungsprozesses konnten darauf aufbauende Kernkategorien erhoben werden, welche eine mögliche zweite Achse bilden, nun aber nicht mehr deskriptiv den Text nach seinen Aussagen und Inhalten strukturieren, sondern Denkprinzipien herausstellen, wodurch wiederum deutlich wird, worin die Kategorien und ihre Merkmale einander ähneln bzw. sich bedeutend voneinander unterscheiden.

Die Ausarbeitung der Kernkategorien führt über in das dritte Codierverfahren, das selektive Codieren. Mit dem selektiven Codieren distanzierte man sich von den einzelnen Codes und deren Ausarbeitungen und richtet den Blick auf das Material in seiner Gesamtheit und die bereits abstrahierten Kernkategorien, um eine zusammenfassende Antwort auf die Forschungsfrage zu geben. Mit der Entscheidung, durch welche Kernkategorien das Forschungsproblem am besten gelöst wird, begann das selektive Codieren. An dieser Stelle habe ich alle bisher erarbeiteten Konzepte, Dimensionen und Kategorien erneut überdacht und die gesamte analytische Struktur in einen homogenen Theorieentwurf zusammengeführt.

Erst mit dieser Aufarbeitung der Konstruktion von Prokreation – in dieser Arbeit explizit deren alltagsweltliche Idee – konnte ich ab-

schließlich ein Blick auf die darin eingelassene Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit legen. Dafür habe ich erneut die Notizen des offenen Codierens und alle Memos herangezogen, um zu analysieren, wo und wie Zweigeschlechtlichkeit im Datenmaterial verhandelt wird und welche Funktion es hat. Dafür habe ich entlang der bis dahin erarbeiteten Kategorien ein zweites Codierparadigma mit dem Fokus auf Zweigeschlechtlichkeit erstellt und wie eine Folie auf das erste gelegt, um sichtbar zu machen, wie sich die Aushandlung von Zweigeschlechtlichkeit zu den Kategorien von Prokreation verhält. Dieser methodische Zugang machte es mir dementsprechend möglich, eine Antwort auf die Forschungsfrage zu geben.



## 5. Die alltagsweltliche Konstruktion von Prokreation

Die alltagsweltliche Idee des Kinderkriegens erschließt sich durch die Interviewten im Kontext vier verschiedener Fragen. So thematisieren die Befragten indirekt, wie sich das Kinderkriegen vollzieht, wann ein möglicher Zeitpunkt erreicht ist, was das Kinderkriegen auslöst und wofür man Kinder bekommt. Alle diese Fragen werden in jedem Interview beantwortet und meist von die Interviewten selbstständig aufgegriffen. Dabei beinhaltet die Antwort auf eine Frage häufig eine Legitimation der Antwort auf eine andere Frage.

Diesen drei Kategorien, Zeitpunkt (wann?), Auslöser (wodurch?) und Zweck (wofür?), können jeweils drei Merkmale zugeordnet werden, im Gegensatz zu den Ausführungen, wie Kinder bekommen werden, wozu es einen weitreichenden Erklärungs- und Wissenskonsens gibt. Der Auslöser des Kinderkriegens wird beschrieben als individueller Wunsch, soziale Erwartung und natürlicher Trieb. Der Zeitpunkt des Kinderkriegens bestimmt sich durch gewisse individuelle Lebensumstände, eine gesellschaftliche Lebensphase und körperliche und biologische Fähigkeiten. Und der Zweck des Kinderkriegens besteht im Selbsterhalt, Familienerhalt und Arterhalt.

	<b>Individualisierung (wollen)</b>	<b>Normalisierung (sollen)</b>	<b>Naturalisierung (müssen)</b>
<b>Zeitpunkt (wann)</b>	Lebensumstände	Lebensphase	körperlich-biologische Fähigkeit
<b>Auslöser (wodurch)</b>	Individueller Wunsch	Soziale Erwartung	Natürlicher Trieb
<b>Zweck (wozu)</b>	Selbsterhalt	Familienerhalt	Arterhalt

So ist die die Idee des Kinderkriegens bestimmt durch drei Erklärungsstrategien: Individualisierung, Normalisierung und Naturalisierung.



Trotz dieser drei Erklärungsstrategien werden nicht drei Grunderzählungen sichtbar. Immer wieder werden Argumente herangezogen und relativiert, im fortlaufenden Begründungszusammenhang nicht weiter verfolgt oder sogar aufgelöst. So ergibt sich schlussendlich nur ein vordergründiges Argumentationsmuster, in dem an verschiedenen Stellen Normalisierungen, Naturalisierungen oder Individualisierungen zum Tragen kommen. Erst die Verbindung dieser drei Erklärungsstrategien ermöglicht einen anscheinend lückenlosen Erklärungszusammenhang, der vermeintlich in sich geschlossen, unangreifbar ist und dementsprechend eindeutig Zweigeschlechtlichkeit konstruiert.

### 5.1 Kinderlosigkeit als konstitutives Anderes

Der Prokreationsdiskurs beinhaltet jede Vorstellung vom Kinderkriegen, er beschreibt folglich nicht nur, wie Kinderkriegen gedacht wird, sondern jede Vorstellung davon, ein „Kind zu bekommen“, und eben auch davon, kein „Kind zu bekommen“. Gerade die Vorstellung, dass Menschen keine Kinder bekommen, ist ein bedeutender Bestandteil für die Konstruktion des Kinderkriegens. Es ist sogar als das Andere hochgradig konstitutiv, denn Kinderlosigkeit entspricht nicht der Norm und wird meist sozial sanktioniert, um die Norm aufrechtzuerhalten. Doch was ist eigentlich Kinderlosigkeit? Worin liegt sie alltagsweltlich begründet? Wie wird Kinderlosigkeit abgewehrt und infrage gestellt? Und welche Bedeutung hat die Vorstellung von Kinderlosigkeit im Prokreationsdiskurs?

### Gründe für die Entscheidung für die Kinderlosigkeit

Einige der befragten Personen beschreiben die Ursache der Kinderlosigkeit mit einer Entscheidung, das eigene Leben nicht mit Kindern teilen zu wollen, für die sie die Hauptverantwortung übernehmen müssten. Diese Entscheidung kann entweder bereits definitiv getroffen sein oder auch durch Personen geäußert werden, welche zwar einmal Kinder haben möchten, aber immer wieder zweifeln, wann der richtige Zeitpunkt dafür ist und wie ihr Leben dann aussieht. Matthias Hoff-

mann beschreibt, dass für ihn feststeht, dass er keine Kinder haben möchte und warum er diese Entscheidung getroffen hat:

Kinderkriegen, ja, Kinderkriegen war wirklich bei mir noch nie wirklich Thema. [...] Also ich bin in einer Familie aufgewachsen wo, also wir waren meine Schwester und ich [...]. Hatten dann drei Kinder die Jahre hin und ich war eigentlich schon eingebunden mit, hab Windeln gewechselt und alles das gemacht wo man helfen kann und will und ja, das ist schon ganz schön stressig. Ich war damals 16, [...] ich weiß nicht ob sich das dann irgendwie so eingespielt hat, also für mich ist das irgendwie so, ist schon schön so ein Kind zu haben, aber prinzipiell bin ich auch einfach davon abgekommen auch. [...]

Da eher fing es schon an, schon gar nicht. Ja, da war doch so, ja nachts wach werden, wir haben, die haben noch in unserer Wohnung gewohnt, das war auch so eine kleine Wohnung [...]. Und dann boah, jetzt brüllt der schon wieder, und ich bin dann halt gerade in die Lehre gekommen und musste um vier aufstehen und das, so etwas hat dann vielleicht auch schon geprägt so ein bisschen. Keine Ahnung [...] das muss ich eigentlich auch nicht haben. (Abs. 13ff.)

Er verbinde mit einem Kind Stress, Anstrengung und Belastung, weshalb er vom Kinderkriegen abgekommen sei. Auch andere der befragten Personen beschreiben negative Erfahrungen als Motiv, sich gegen ein Kind zu entscheiden. So ist es möglich, dass gerade der Einblick in das Leben von Familienmitgliedern mit Kind abschreckende Wirkung hat, da man sieht, wie anstrengend und belastend es sein kann (vgl. Steiger Abs. 71; Heintz Abs. 10, 34; Mertens Abs. 79).

Doch nicht nur die Erfahrung kann dazu führen, dass man sich gegen ein Kind entscheidet, sondern auch scheinbar unpassende Lebensumstände. In seiner weiteren Erzählung entkräftet Matthias Hoffmann schließlich den Einfluss der Erfahrung, indem er beschreibt, dass er zu Abitur- und Studienzeiten in einer Beziehung war, in der das Kinderkriegen tatsächlich überlegt wurde, diese jedoch auseinander ging und er sich mittlerweile als zu alt dafür einschätzt (vgl. Abs. 13). So scheint die negative Erfahrung nur ein Teilaspekt zu sein und die Entscheidung gegen ein Kind eher auf einem verpassten Zeitpunkt zu basieren, den er mit seinem 35. Lebensjahr überschritten habe. Dementsprechend sind es auch Lebensumstände, welche dazu führen, dass sich Menschen gegen Kinder entscheiden, wie ein\_e fehlende\_r Partner\_in, eine finanziell schlechte Situation (vgl. Seifert Abs. 119; Steiger Abs. 71) oder der gesellschaftliche, politische

oder ökologische Zustand der Welt (vgl. Richter Abs. 39).

Die hohe Belastung, die den Beschreibungen nach mit einem Kind einhergeht, münde darin, dass man dann für andere Dinge weniger Zeit habe, sie sogar aufgeben oder das eigene Leben umstellen müsse. So müsste Rudolf Karsten seiner Einschätzung nach sein Leben verändern, da er gerade sehr viel tanzen geht und Drogen konsumiert und das mit einem Kind so nicht mehr möglich wäre:

B: Na ja, meine Woche hat manchmal gefühlt nur fünf Tage. Weil ich einfach einen Tag komplett schlafe und einen Tag brauche um mich zu erholen [...].

I: Und das wäre sozusagen mit einem Kind nicht vereinbar, so dieses die Woche hat nur fünf Tage?

B: Na ja, für mich gehört irgendwie zum Elternsein auch Verantwortung und Schutzfunktion für Kinder und ich würde sagen, der Rolle kann ich dann nicht entsprechen, wenn ich dann einfach zwei Tage weg bin und es dann alleine wäre. (Abs. 97-99)

Mario Heintz bestätigt das, indem er sich mit einem Kind von Plänen für die Zukunft verabschieden müsste, denn „man hat ja auch [...] Ziele und Träume, die man, die vielleicht auch viel Aufmerksamkeit brauchen und die mit Kind dann vielleicht eher schwer zu verfolgen sind“ (Abs. 56). Dies führe in der Konsequenz dazu, dass man ein Stück weit seine Selbstbestimmtheit abgeben und seine Bedürfnisse in den Hintergrund stellen müsse. Eine Freundin von Barbara Burkhard begründet für sie nachvollziehbar ihre Entscheidung zur Kinderlosigkeit damit, dass

das Leben dann nicht mehr so selbstbestimmt ist, wie es ohne Kind ist. Also, dass man sagen kann von heute auf morgen, ja, ich packe meine Sachen und bin dann weg, ich ziehe irgendwohin oder fange einen Job an irgendwo oder ich stehe jetzt nicht früh auf und schlafe am Wochenende aus und gehe bis nachts feiern. Ja, einfach so diese Selbstbestimmung. (Abs. 123)

## Aberkennung der Entscheidung für die Kinderlosigkeit

Diese Gründe für die Entscheidung gegen das Kinderkriegen sind für die meisten interviewten Personen nachvollziehbar, aber nicht hinreichend, um sich selbst für die Kinderlosigkeit zu entscheiden (vgl.

Heintz Abs. 56, 78; Steiger Abs. 71). Nur einer der 15 Interviewten (Matthias Hoffmann) hat sich, wie bereits beschrieben, eindeutig gegen das Kinderkriegen entschieden. Alle anderen wollen entweder definitiv ein Kind bekommen, ob bald oder in späterer Zukunft, oder sind sich unsicher und haben sich noch nicht abschließend entschieden.

Rudolf Karsten beschreibt, dass „so rational gar nicht viel dafür [spricht], für mich ist es halt doch irgendwie immer noch so ein unterschwelliges, ja doch eigentlich dann schon“ (Abs. 169). Das Kinderkriegen bringe keine Vorteile, sondern eher Nachteile, aber dennoch entscheide man sich dafür, weshalb genau sei jedoch nahezu unklar. Obwohl es für viele, wie auch für Rudolf Karsten, eher schwer zu formulieren scheint, warum man sich für das Kinderkriegen entscheidet, wird die eindeutige Entscheidung von anderen dagegen meist infrage gestellt. So könne man das Kinderkriegen nicht per se ausschließen (vgl. Heintz Abs. 74; Steiger Abs. 71; Seifert Abs. 289-291; Weinert Abs. 220-227; Richter Abs. 17). Die Entscheidung für das Kinderkriegen ist dagegen sicher und eindeutig, wie unter anderem bei Linda Seifert, bei der „Kinder und Kinderkriegen nur mit positiven Sachen [...] behaftet [sind]“ (Abs. 207) und der daher auch keine Situation einfällt, in welcher sie sich dagegen entscheiden könnte (vgl. Abs. 209ff.). Ähnlich geht es Karl Steiger, der erzählt: „[...] nie, wie soll ich denn das sagen, das fühlt sich für mich so nicht gut an, nicht so normal. Normal ist das falsche Wort, nee das kann ich so, das ist für mich nicht so vorstellbar“ (Abs. 28). Die Entscheidung gegen das Kinderkriegen wird hervorgehoben als eine, die nicht so definitiv getroffen werden könne, obwohl die Gründe nachvollziehbar erscheinen, wohingegen die Entscheidung für das Kinderkriegen häufig selbstverständlich und definitiv getroffen wird. Dies ergibt sich nicht nur aus konkreten Formulierungen, sondern auch aus fehlenden Aussagen der Interviewten. So wurde in manchen Fällen selbstverständlich vorausgesetzt, dass man wisse, dass die Personen Kinder bekommen möchten, weshalb sie dies selbst gar nicht erst in der Eingangspassage geäußert hätten (vgl. Seifert, Mirokovic). Die positive Entscheidung zum Kinderkriegen wird demnach als Norm gesetzt und jede Entscheidung gegen diese Norm infrage gestellt.

Wer dieser Norm schließlich nicht entspricht, also nicht irgendwann ein Kind in seinem Leben hat, um das er oder sie sich hauptverantwortlich kümmert, erlebe eine soziale Sanktionierung. Einerseits äußere sich diese in Reaktionen von Leuten:

Klar bis zu einem gewissen Alter sagt da keiner was, aber irgendwann ist das schon so dieses, hä, warum hat der keine Kinder oder schade, der oder die hat niemanden gefunden, mit dem das möglich war. Dass es sogar vielleicht so ein Bemitleiden wird. Auch alles dezent, das würden sich die Leute wahrscheinlich nie trauen groß zu sagen oder vielleicht auch eher hinter dem Rücken machen. (Karsten Abs. 65)

Und andererseits bedeute

[...] ein kinderloses Leben zu führen [...] ja auch sich auf eine Art und Weise mit seiner Zeit auseinanderzusetzen, die sich in gewisser Weise von denen unterscheidet die Kinder haben [...]. Und dann willst du irgendwie deine Freizeit gestalten und willst irgendwie ausgehen und du hast all die Kumpels und Freundinnen, die sagen, ach nee ich habe keine Zeit, oder nein, ich habe keinen Babysitter, oder lass mal nur bis 10 Uhr machen oder so. Ähm wo sich das natürlich auch in der Lebensrealität widerspiegelt [...]. (Richter Abs. 95)

Dies löse immer wieder den Zweifel an der Entscheidung für die Kinderlosigkeit aus und wird als Druck oder Belastung beschrieben (vgl. u.a. Mertens Abs. 11).

Doch auch, wenn teilweise ein Bewusstsein für die Sanktionen besteht und die Motive für Kinderlosigkeit nachvollziehbar sind, zeichnen die interviewten Personen ein negatives Bild von kinderlosen Menschen. Karla Mertens beschreibt

[...] Leute ohne Kinder als so ein bisschen verschroben, [...] da merkt man immer die einzige Verantwortung, die sie jemals hatten, ist die für sich selber. So ja, die haben nicht gelernt, zugunsten für jemanden anderen mal auch zu verzichten und sich anzupassen. Und die entwickeln dann auch immer so Schrulligkeiten und ja, ist vielleicht auch ein Vorurteil, denn bei Männern sagt man das ja nicht so, aber ja deswegen, mir haben die Frauen ohne Kinder immer leidgetan und ich möchte mir in zehn Jahren bitte nicht auch leidtun. (Abs. 61)

Martin Weinert ergänzt diese Beschreibung von kinderloser Personen, indem er herausstellt, dass er es nicht nachvollziehen könne, warum man seine eigenen Bedürfnisse über alles andere stelle und man nur sich selbst verwirklichen wolle, was für ihn „so ein bisschen egoistisch“

(Abs. 46) sei. Hierbei wird ein Menschenbild gezeichnet, wonach Kinderlose schrullig und egoistisch seien. Und so sei die Entscheidung gegen eine Zukunft mit Kindern auch eher „kinderfeindlich“ (Gehend Abs. 39) als nachvollziehbar. Zusätzlich ist die Entscheidung für Kinderlosigkeit jedoch auch ein Angriff auf die Norm. Karl Steiger erzählt von seiner Tante und seinem Onkel, die keine Kinder haben. Da sie auch keine Kinder adoptiert haben, geht er davon aus, dass sie einfach keine Kinder mögen würden, weshalb er sich jetzt als Erwachsener die Fragen stellt:

[...] wie war das denn früher für sie als wir immer dabei waren, die Kinder und so und wie sehen sie uns jetzt. Stören wir immer noch? Hat man damals nur gestört, weil man noch ein Level weit unten war und jetzt ist man mutiert und größer geworden? [...]

[...] was denkt sie denn jetzt über uns, über uns alle, das ist halt so, das ist dann boah wo ich halt überlege, wenn ich jetzt wüsste, sie kann keine Kinder bekommen, das wäre dann anders damit umzugehen. (Abs. ebd. 75-79)

Für ihn ist die Entscheidung gegen das Kinderkriegen eine kinderfeindliche Einstellung, welche übergehen könne in eine generelle Ablehnung von Menschen, welche Kinder haben oder selbst einmal Kinder waren, folglich eine Ablehnung alles Menschlichen. Wenn es jedoch keine Entscheidung ist, sondern man nicht in der Lage ist, Kinder zu kriegen, nur dann sei dies anders einzuschätzen.

## „Karrieremensch“ versus „Familienmensch“

Ein Aspekt wird recht häufig genannt, aufgrund dessen sich Menschen gegen Kinder entscheiden würden. Er schließt an die Ausführungen von Mario Heintz an, für den Kinderlosigkeit infrage kommt, wenn sich beruflich neue Chancen bieten (vgl. Abs. 65f.). Es ist die Karriere, welche unvereinbar mit dem Kinderkriegen sei. Der Annahme der Unvereinbarkeit entsprechend, wird der „Karrieremensch“ dem „Familienmenschen“ gegenübergestellt. Während Familienmenschen keine Karriere machten und ihnen daher vermutlich auch weniger finanzielle Mittel zur Verfügung stünden, seien Kinder für Karrieremenschen „ein rotes Tuch“ (Weinert Abs. 65). Und so sei es für diese Karrieremenschen auch schwieriger, eine emotionale Bindung zu einem Kind

zuzulassen (vgl. Seifert Abs. 195). Eine solche Stigmatisierung von Karrieremenschen und Kinderlosigkeit erlebte Lena Trabmann. Sie hatte erst eine Ausbildung zur Laborantin gemacht und in diesem Beruf gearbeitet, dann ihr Abitur nachgeholt und nun ihr Medizinstudium abgeschlossen. Um dies zu erreichen, habe sie, wie sie selbst beschreibt, immer viel gelernt und alles sehr ernst genommen (Abs. 18). Und deswegen gehe die Familie nun davon aus, dass es an ihr liege, warum sie und ihr Partner noch kein Kind hätten, obwohl sie doch selbst gerne ein Kind hätte, aber der Partner sich noch sträube (vgl. ebd.). Sie selbst distanzieren sich jedoch stark von der Vorstellung, erst Karriere zu machen und dann Kinder zu bekommen (vgl. Abs. 53). Dennoch erfahre sie diese Stigmatisierung.

Während eine Entscheidung für Kinderlosigkeit abgewertet wird, wird eine Entscheidung zum Kinderkriegen positiv besetzt. So wird der Familienmensch als kinderfreundlich, verantwortungsbewusst und bedingungslos selbstlos charakterisiert. Die Entscheidung dagegen erscheint als das konstitutiv Andere, denn die Abwertung und als Ausnahme dargestellte Entscheidung *gegen* das Kinderkriegen beschreibt die als selbstverständlich vorausgesetzte, nicht erwähnenswerte Entscheidung *für* das Kinderkriegen.

Die Interviewten beziehen sich jedoch auch noch in einem weiteren Kontext auf Kinderlosigkeit. So kann der Kinderlosigkeit einerseits eine Entscheidung vorausgehen, andererseits kann es sich aber auch um die fehlende körperliche Fähigkeit, ein Kind zu zeugen, auszutragen oder zu gebären, handeln oder um ein hohes biologisches Risiko für die austragende Person oder das Kind. Rudolf Karsten erklärt im Interview, dass die fehlende Fähigkeit, ein Kind zu bekommen,

Mechanismen eines Ökosystems [sind], wo der Mensch irgendwie Teil ist. Wo es dann auch irgendwie, Überpopulation genauso schlecht ist, wie viele fallen weg und dann kann das genauso ein Mechanismus sein, dass halt irgendwie manche keine Kinder kriegen, um das zu regulieren. Na ja, Gott, Natur, Wissenschaft, das Gleichgewicht, ich würde nicht sagen da entscheidet sich jemand für, sondern das ist dann Zufall oder Genpool oder ja. (Abs. 219)

Hierbei wird deutlich, dass trotz der aufgezählten Gründe auch Kinderlosigkeit als Wille der Natur interpretiert wird und Maßnahmen wie Sterilisation im Alltagswissen komplett ausgeblendet werden. Ein

Kind nicht bekommen zu können, wird jedoch gänzlich anders gedeutet und bewertet, als ein Kind nicht bekommen zu wollen.

## 5.2 Ein Zeugungs-, Austragungs- und Gebäarkomplex

Kinderlosigkeit wird einerseits durch eine Entscheidung gegen das Kinderkriegen beschrieben und andererseits dadurch, dass kein Kind bekommen werden kann. Folglich wird im Diskurs unterschieden, ob man kein Kind bekommen will oder kein Kind bekommen kann. Die fehlende Fähigkeit könne jedoch kompensiert werden durch medizinische, reproduktionstechnologische Eingriffe oder Adoption, aber wenn das nicht geschieht, sei es wiederum eine Entscheidung für Kinderlosigkeit. Eine Entscheidung für eine Adoption oder den Einsatz von Reproduktionsmedizin wird somit für die Interviewten nur relevant, wenn das Kinderkriegen durch den heterosexuellen Koitus und das Austragen und Gebären der als Frau biologisch kategorisierten Person nicht möglich sei. Trotz der Möglichkeit, sich für eine solche Form des Kinderkriegens zu entscheiden, erscheint diese als nicht gleichwertig.

### Ein „eigenes“ Kind kriegen und kein „fremdes“

Ein Kind nicht kriegen zu können, bedeutet für die Befragten, dass ein Kind nicht gezeugt, ausgetragen oder geboren werden kann. Dies wird in den Interviews zurückgeführt auf Unfruchtbarkeit<sup>10</sup>, die fehlende Produktion von aktiven Gameten oder ein hohes Risiko für die austragende oder die gebärende Person z.B. durch bestehende Krankheiten. „[...] also das Schlimmste was ich immer gedacht habe wäre, wenn ich unfruchtbar wäre“ (Abs. 89), erklärt Barbara Burkhard, auch wenn sie dann immer noch ein Kind adoptieren könne. Aber „[w]enn es nicht geht, dann geht es nicht“ (Weinert Abs. 217), und dann müsse man an-

---

10 Die Weltgesundheitsorganisation beschreibt als Unfruchtbarkeit entgegen alltagsweltlich verbreiteter Vorstellungen, wenn nach 24 Monaten ungeschützten heterosexuellen Geschlechtsverkehrs eine Schwangerschaft ausbleibt (vgl. Berg 2003: 22).



dere Wege einschlagen. Für Karla Mertens spricht ihre gesundheitliche Situation dagegen, denn

[...] das fängt schon bei der Schwangerschaft an, ich habe vorhin schon gesagt, ich muss Medikamente nehmen. Ich möchte ja ein gesundes Kind gerne haben und müsste dann natürlich auch gucken, müsste ich dann Medikamente absetzen um das zu machen und ist das, wäre das machbar. Also ich müsste vielleicht auch Gewicht abnehmen, also es sind so persönliche Gründe im Gesundheitsbereich [...]. (Abs. 43)

Ähnlich beschreibt Mario Heintz, dass eine Schwangerschaft auch gefährlich sein könne oder es auch Frauen gebe, „wo dann der Arzt sagt, so jetzt in dem Alter jetzt eher nicht mehr. Oder es klappt auch halt eben nicht mehr, wie auch immer“ (Abs. 40). In allen Zitaten wird selbstverständlich vorausgesetzt, dass es zum Kinderkriegen aktive Gameten, also Fruchtbarkeit und die Fähigkeit zum Austragen braucht. Aber wenn diese Bedingungen nicht gegeben sind, also das Kinderkriegen auf diesem Weg nicht möglich ist, dann müsse man dennoch nicht kinderlos bleiben. In fast allen Interviews wird ausgeführt, wenn das der Fall wäre, dann würden sie ein Kind adoptieren (vgl. Saalbach Abs. 54; Weinert Abs. 213; Mirokovic Abs. 44-48, 66, 176; Heintz Abs. 36; Seifert Abs. 121). Dabei wird eine Adoption jedoch nicht als eine Möglichkeit beschrieben, sich einen Wunsch zu erfüllen, sondern eher als eine gute Tat (vgl. Heintz Abs. 42), denn es gebe genug Kinder ohne Eltern (vgl. Seifert Abs. 121; Weinert Abs. 213; Burkhard Abs. 89). In diesen Ausführungen wird das Eigeninteresse ausgeblendet, indem nicht der eigene Wunsch nach einem Kind thematisiert wird, sondern der vermutete Wunsch des Kindes nach Eltern und einem Zuhause.

Dementsprechend wird im alltagsweltlichen Denken Kinderkriegen mit einem Zeugungs-, Austragungs- und Gebäarkomplex gleichgesetzt. Man könnte Krankheiten, Risiken oder die Unfruchtbarkeit zwar ausgleichen und Kinderlosigkeit durch Adoption oder einen Einsatz von Reproduktionsmedizin abwenden, aber dies wird aufgrund des fehlenden oder veränderten Zeugungs-, Austragungs- und Gebäarkomplexes nicht als „das Kinderkriegen“ verstanden, trotz der gleichen Folge, dass man sein Leben zukünftig mit einem Kind teilt und die rechtliche und gesellschaftliche Verantwortung dafür trägt. So werden diese Wege des Kinderkriegens nicht als gleichwertig anerkannt, da sie nicht

dem vermeintlich natürlichen Kinderkriegen entsprächen und bei fehlender genetischer Verwandtschaft kein „eigenes“ Kind entstehen würde. In den Interviews wird zwar immer wieder erwähnt, dass auch anders Kinder entstehen könnten, da man nach Rudolf Karsten erst einmal nur „eine funktionierende Spermazelle und eine Eizelle“ brauche, oder man auch Elternteil eines Kindes sein könne, welches man weder gezeugt noch austragen oder geboren habe. Aber das sei laut Barbara Burkhard schlussendlich kein „eigenes“ Kind, vielmehr ein „fremdes“, welches man vielleicht irgendwann als „eigenes“ anerkennen werde (vgl. Abs. 95). Somit beschreibt das Kinderkriegen alltagsweltlich ausschließlich einen bestimmten Zeugungs-, Austragungs- und Gebärgesamtes, wodurch ein „eigenes“ Kind entsteht. Und dieses „eigene“ Kind sei wiederum das, was man wirklich möchte, und nur wenn das nicht ginge, würde man sich auch für ein „anderes“ oder „fremdes“ Kind entscheiden.

## **Zeugen, Austragen, Gebären: Besonderheit des „eigenen“ Kindes**

Maximilian Heinrich definiert ein durch ihn gezeugtes Kind als „wirklich meins“, und das „wäre mir schon lieber, aber dennoch denke ich, dass Adoption auch in Frage käme“ (Abs. 91). Das adoptierte Kind wäre folglich nicht wirklich „seines“, und vorzugsweise will er „sein eigenes“. So sieht es auch Mario Heintz, denn „das eigene Kind [wäre] dann doch die erste Wahl“ (Abs. 46). Das Kind wird demnach erst über die Beteiligung an der Zeugung, durch eine genetische Elternschaft zum „eigenen“ Kind. Und dies würde sogar deutlich sichtbar, denn

[...] das ist auf jeden Fall anders. Das Kind ist ja nicht deines, das ist ja ein fremdes Kind. Die ganzen, diese ganzen Kleinigkeiten [...], also ich glaube dass auch einfach viel vom Charakter, vom Aussehen auch genetisch einfach angelegt ist. Und ich habe auch viel gesehen, also in der Adoptionsstelle, dass bestimmte Kinder auch in bestimmte Familien gar nicht passen von ihrer genetischen Ausstattung her. [...] Also ein Kind das okay intelligent ist, aber nicht so intelligent, dass es studieren kann rein [...] von der genetischen Ausstattung her, wenn das in ein akademisches Milieu kommt, natürlich können dann die Eltern sagen wir fördern das Kind und das Kind kommt bestimmt viel weiter als es in einem anderen

Umfeld gekommen wäre, aber es wird nie das erreichen, was in der Familie die soziale Wirklichkeit ist. (Mertens Abs. 69)

Dementsprechend bestünde über die genetische Verwandtschaft eine Ähnlichkeit zwischen dem Kind und den Eltern, wodurch die Eltern etwas von sich an das Kind weitergeben könnten. Maximilian Heinrich ist es sehr wichtig, etwas von sich weiterzugeben, und darum wäre ihm „wahrscheinlich ein eigenes Kind lieber“, denn um etwas weiterzugeben, mache es einen großen Unterschied, ob es ein „eigenes“ Kind sei oder doch ein adoptiertes (vgl. Abs. 89).

Ähm, eine Adoption ist glaube ich eine ganz andere Nummer. Also eine Adoption als Ersatz für ein eigenes Kind, klar das wird so gedacht, aber das habe ich eigentlich noch nie verstanden. Das ist so wie irgendwie, wie eine äh selbstgemachte Pizza mit einer Tiefkühlpizza zu ersetzen. Das ist eigentlich nicht vergleichbar, das ist jetzt ein total mieser Vergleich, aber so so dieses, ich sage nicht, dass man einem adoptierten Kind nicht die gleiche Liebe zukommen lassen könnte oder das unbedingt was anderes sein muss, aber äh natürlich ist ein eigenes Kind was anderes, oder? Also ich finde gefühlsmäßig glaube ich, ist das auch ganz was anderes. Eben die Zeit der Schwangerschaft und der Geburt mitzumachen, was eine ganz andere Konstellation in dem Eltern-Kind-Verhältnis ist, ich schließe das nicht grundsätzlich aus, aber ich glaube, dass das ein ganz mieser Ersatz ist, glaube ich. (Richter Abs. 67)

In diesem Zitat wird die Vorstellung vom „eigenen“ Kinde weiter zugespitzt. Das Kind werde nämlich nicht allein durch die Beteiligung an der Zeugung zum „eigenen“, sondern erst in der Kombination mit dem Austragen und Gebären. Dem schließt sich Mario Heintz inhaltlich an, denn gerade durch die Schwangerschaft entstehe „schon ein Unterschied, also emotional“ (Abs. 46), zwischen einem „eigenen“ und einem „fremden“ Kind. Mit der Schwangerschaft und der Geburt eines Kindes habe sich

[...] das Verhalten [seiner Schwester] stark verändert. Also [...] man hatte den Eindruck ihre Gefühlswelt hat sich auch geändert. Und das [...] hat ja dann auch seine Auswirkungen auf Kind und so, oder das Verhältnis Kind-Mutter. [...] Bei] meiner Schwester zumindest hatte ich schon den Eindruck, dass sich da innerhalb dem, dieser kurzen Phase der Geburt so, also die Monate die sich das Kind, also Schwangerschaft und dann der Geburt, dass sich da halt relativ viel dann geändert hat, so emotional auch. (Abs. 48)

Seiner Einschätzung nach ist seine Schwester „unglaublich fürsorglich“, „gelassener“ und „gleichzeitig halt sehr besorgt um das Kind“ geworden (Abs. 50). Und dies führe sie selbst auf die Schwangerschaft zurück als „eine biologische Sache“ (Abs. 54). Tina Seifert führt das aus und spricht von „Schwangerschaftshormonen“ (Abs. 203), die gerade in der anstrengende Anfangszeit mit einem Kind helfen. Doch nicht nur die Schwangerschaft mache die Bindung zu dem Kind besonders, sondern auch die Geburt, wie es Sebastian Mirokovic beschreibt. So falle es einer Leihmutter leichter, vom Kind Abstand zu nehmen, wenn es per Kaiserschnitt auf die Welt komme, denn das sei dann „wahrscheinlich nicht so eine krass intensive Erfahrung“ (Abs. 214). Und auch die Phase nach der Geburt sei ausschlaggebend für die besondere Beziehung zum Kind:

[...] schon allein dadurch, [...] es geht ja nach der Schwangerschaft auch schon weiter mit dem Stillen und so weiter. Dass man vielleicht auch noch mehr körperliche Nähe [...] hat. Ja. Also gerade da [...] muss man glaube ich doch einfach nochmal mehr Verantwortung übernehmen ähm schon alleine um das Kind zu ernähren. (Seifert Abs. 211)

Schließlich wird alltagsweltlich das Kinderkriegen als das Kriegen eines „eigenen“ Kindes verstanden, was sich darüber definiert, dass eine eigene Samen- oder Eizelle an der Zeugung beteiligt ist. Anschließend wird dieses Kind durch eine der zeugenden Personen ausgetragen, geboren und nach der Geburt gestillt, denn dies sei der „biologisch-natürliche Weg oder wie man das bezeichnen will“ (Weinert Abs. 93). Während sich die Beteiligung eigener Zellen an diesem Kinderkriegen unter anderem im ähnlichen Aussehen des Kindes äußere (vgl. Mertens Abs. 69; Richter Abs. 99-101), seien Schwangerschaft, Geburt und körperliche Nähe durch das Stillen die Garanten der besonderen Beziehung zu dem Kind. Auch wenn beschrieben wird, dass es sein könne, dass Menschen auf diesem Weg kein Kind bekommen könnten, klingt in den Erzählungen der Interviewten immer wieder an, dass das Kinderkriegen auf diesem Weg selbstverständlich und natürlich sei und es jeden Menschen betreffe, da doch jeder Mensch auf diesem Weg Kinder kriegen könne (vgl. Burkhard Abs. 145).

## Das „eigene“ Kind. Eine geschlechtsspezifische Zuordnung

Bereits an dieser Stelle kann hervorgehoben werden, dass nicht alle Menschen aktive Gameten produzieren und nicht alle ein Kind austragen, gebären oder stillen können, was die Interviewten im Kontext von Kinderlosigkeit auch erklären. Doch wird im Prokreationsdiskurs nicht unterschieden zwischen Menschen, die ein Kind zeugen, austragen und gebären, folglich ein „eigenes“ Kind bekommen können, und solchen, die dies nicht können. Dem Gedanken folgend, würde dann nur ein Teil der biologisch als Frauen kategorisierten Personen ein „eigenes“ Kind bekommen können, da nur sie in der Lage dazu sind, an der Zeugung beteiligt zu sein, ein Kind auszutragen und auch zu gebären. Als Männer kategorisierte Personen hingegen wären durch den Beitrag zur Zeugung zwar beteiligt am Kinderkriegen, könnten aber kein „eigenes“ Kind bekommen. Ihnen würde aufgrund der fehlenden Schwangerschaft und des fehlenden Gebärens eine besondere Bindung zum Kind fehlen, weshalb sie zwar genetisch ein Elternteil seien, aber weniger emotional gebunden wären. Doch eine solche Trennungslinie wird nicht konstruiert.<sup>11</sup> So bekommt sie ein „eigenes“ Kind, wenn sie den kompletten Zeugungs-, Austragungs- und Gebäarkomplex vollzieht, er dagegen allein durch die Zeugungsbeteiligung.

Mit dem Austragen und Gebären würde die biologisch als Frau kategorisierte Person zur liebenden Mutter (vgl. Heintz 48-50) und niemand sonst, da sie aufgrund der biologischen Elternschaft „eine stärkere Bindung“ zum Kind aufbaue (vgl. Seifert Abs. 209; Saalbach Abs. 210; Hoffmann Abs. 69; Gehrend 127).

---

11 Für Katrin Saalbach bedeutet es einen großen Unterschied, ob man das Kind austragen hat oder nicht. Sie beschreibt, wie „aus was fast Unlebendigem“ ein Lebewesen entsteht, indem es „einfach mal neun Monate plus minus ein Teil von mir [ist]. Das ist was, was ich erzeugt habe, so, ich glaube, das ist was anderes, wenn du ein Kind nicht selber erzeugst. Also so einfach die Vorstellung, das ist, also weiß ich nicht, mein Körper hat aus so einem Matschkumpen einen Menschen gemacht. Ich finde das einfach übelst abgefahren“ (vgl. Abs. 210). Neben der Betonung, dass das Kind ein Teil des Körpers der Frau sei, wird der Embryo in dieser Aussage als „Matschkumpen“ begrifflich abgewertet. Dies könnte eine Strategie sein, um den Embryo nicht, wie in den meisten Erzählungen, als Kind zu beschreiben und so mit einem Kleinkind gleichzusetzen.

[...] also das sind ja auch einfach diese Schwangerschaftshormone, die Frauen dann halt haben. Ich weiß nicht, ich weiß nicht, wie das bei Männern läuft. Das würde mich auch interessieren. Also das muss ja ganz anders sein. Also ich glaube schon, da werden bestimmt auch so, wahrscheinlich sind das einfach so Glückshormone oder so, die ausgestoßen werden. Aber auch nicht bei allen logischerweise. Also ist ja nicht jeder so glücklich drüber und bei Frauen kann das glaube ich auch in die falsche Richtung gehen. Also es gibt ja auch Frauen, die dann halt diese Kindbettdepressionen oder so etwas haben. (Seifert Abs. 203)

Tina Seiferts Ausführung nach wird der Mann durch Hormone zum liebenden Vater, wenn er über das Kind erfreut ist, was er entscheiden könne, und die Frau aus der Biologie heraus, ohne Steuerungsmöglichkeiten zur liebenden Mutter. Schließlich kann die biologisch als Mann kategorisierte Person allein durch die Zeugungsbeteiligung ein „eigenes“ Kind bekommen und sich entscheiden, ein fürsorglicher Vater zu werden, während die biologisch als Frau kategorisierte Person durch das Zeugen, Austragen und Gebären ein „eigenes“ Kind bekommen kann und damit einhergehend biologisch begründet automatisch zur fürsorglichen Mutter wird oder fehlerhaft ist.

Dies führt nach Karl Steiger dazu, dass rechtlich der Vater der Mutter unterstellt ist:

Ja, das, im Grunde musst du ja auch sehen, Vater laut dem bürgerlichen Gesetzbuch, [...] Vater des Kindes ist derjenige, der bei der Geburt des Kindes mit der Frau zusammen war. Also ich bin nicht der Vater vor dem Gesetz, wenn ich jetzt ein Kind zeuge und wir uns jetzt trennen und sie einen neuen kennenlernt, dann gelte ich nur als Erzeuger. Also ich habe ja auch, das finde ich eine total doofe, schwierige Situation eigentlich so, dass du, ich finde diese Stellung als Mann nicht schön, diesen Begriff oder so nicht zu haben und so wissen, dass ich in dem Moment eigentlich gar nichts bin. Dass ich, wenn wir jetzt ein Paar sind und sie jetzt ein Kind bekommt, bin ich nach wie vor nichts. Und ähm, erst wenn das Kind zur Welt kam bin ich wirklich auch erst was für das Kind. Sie war, sie war auch schon vorher die Mutter sage ich jetzt mal so, wenn sie das Kind trägt und für mich als Mann geht es erst dann los, wenn das Kind da ist und du auch noch mit ihr zusammen bist. (Abs. 123)

Er beschreibt in diesem Zitat, dass die Frau mit der Schwangerschaft und der folgenden Geburt rechtlich zur Mutter wird, wohingegen die genetische Verwandtschaft zwischen dem „Erzeuger“ und dem Kind rechtlich nicht automatisch zur Vaterschaft führt, sondern abhängig ist von dem Beziehungsstatus. Laut dem Gesetz ist dieser Beziehungssta-

tus ein ganz bestimmter – die Ehe. Während die Mutter im Recht biologisch definiert ist als die Frau, die das Kind geboren hat (§ 1591 BGB), ist der Vater des Kindes der Mann, der während der Geburt mit der Frau verheiratet ist. Wenn die Frau nicht verheiratet ist, ist der Mann der Vater, der das Kind mit der Zustimmung der rechtlichen Mutter vor der Geburt anerkennt oder wenn seine Vaterschaft gerichtlich festgestellt wurde (§ 1592 BGB); Vaterschaft ist folglich sozial bestimmt. Dieser Logik inhärent ist auch, dass die Eizellspende im Gegensatz zur Samenspende in Deutschland durch das Embryonenschutzgesetz seit 1989 verboten ist (§ 1 EschG). Dies wird damit begründet, dass es im Falle einer Eizellspende zu einer „gespaltenen Mutterschaft“ komme, da die genetische und die natale Mutter unterschiedliche Frauen seien. So soll sich eine Mutterschaft in ihrem genetischen und biologischen Umfang zum Kindeswohl in einer Frau bündeln. Dieses Argument wird jedoch nicht auf die Samenspende übertragen, da sich Vaterschaft dem Prinzip nach nicht spaltet, da sie grundlegend sozial definiert ist bzw. nur in Streitfällen eine genetische Bestimmung vorgenommen wird.

Hierbei wird deutlich, welche Verbreitung die dualistische Bestimmung von Weiblichkeit und Mutterschaft als natürlich und Männlichkeit und Vaterschaft als sozial determiniert hat und an welcher Stelle sich Rechts- und Alltagswissen überschneiden.

### Andere Wege des Kinderkriegens

Das Kinderkriegen durch Adoption, Leihmutterschaft, Sperma- und Eizellspende<sup>12</sup> oder eine „künstliche“ Befruchtung<sup>13</sup> ist für die Interviewten eine Alternative, wenn eine Person keine Gameten produziert, kein heterosexueller Koitus gewollt ist oder das Kind aufgrund von Krankheiten oder Risiken nicht ausgetragen werden kann oder soll.

---

12 Eine Sperma- oder Eizellspende kann in den meisten Fällen nicht wörtlich als Spende verstanden werden. Die Zellen werden vielmehr verkauft.

13 Die „künstliche“ Befruchtung meint eine Befruchtung durch einen medizinischen Eingriff. Sie wird über den Begriff „künstlich“ einer vermeintlich natürlichen Befruchtung gegenübergestellt, welche nicht medizinisch, sondern durch einen heterosexuellen Koitus vollzogen wird.

Bereits die Begriffe weisen darauf hin, dass eine Abweichung in der Art und Weise des Kinderkriegens vorliege. So werde ein Kind angenommen<sup>14</sup> und entstehe nicht durch einen selbst, eine Mutter werde geliehen, folglich sei sie nicht die „tatsächliche“ Mutter; Sperma- und Eizellen sind nicht die eigenen, da sie gespendet wurden, und die Befruchtung ist eine künstliche und daher anscheinend keine natürliche. All diese alternativen Wege des Kinderkriegens sind für die Interviewten mögliche Optionen. Die Adoption ist, wie bereits ausgeführt, für die meisten der Interviewten eine Möglichkeit, um Kinderlosigkeit zu vermeiden, aber auch eine „künstliche“ Befruchtung sei eine Alternative bzw. problemlos machbar (vgl. Saalbach Abs. 34), ebenso eine Leihmutterschaft (vgl. Mirokovic Abs. 206; Weinert Abs. 88) oder eine Sperma- (vgl. Burkhard Abs. 85; Karsten Abs. 73) oder Eizellspende (vgl. Mertens Abs. 67). Nur an zwei Stellen wird deutlich, dass mit einer „künstlichen“ Befruchtung ein operativer Eingriff einhergeht und man sich überlegen muss, ob man diesen will (vgl. Mertens Abs. 67; Richter Abs. 67). Dass eventuell ein bürokratischer Aufwand, die Reise ins Ausland, da eine Eizellspende oder Leihmutterschaft in Deutschland verboten sind, oder finanzielle Kosten auf einen zukommen würden, wird nicht erwähnt. Der Grund, warum diese Wege des Kinderkriegens dennoch nicht die gewünschten sind bzw. sie eher eine Lösung in der Not darstellen, liegt ausschließlich in der Differenz eines „natürlichen“ und „unnatürlichen“ Kinderkriegens, eines „eigenen“ oder „fremden“ Kindes.

Das Kinderkriegen durch eine Adoption ist nicht der ideale und präferierte Umstand, weil es eben nicht das „eigene“ Kind sei. Da das adoptierte Kind weder durch die Personen selbst gezeugt noch getragen und geboren wurde, besteht keine genetische Verwandtschaft und auch nicht die besondere Bindung zwischen der sozialen Mutter und dem Kind. Auch das Kinderkriegen als ein teilweise medizinischer Prozess, in dem Spermazellen oder befruchtete Eizellen der später erziehenden Personen durch eine „künstliche“ Befruchtung eingesetzt werden, entspricht nicht der verbreiteten Vorstellung des Kinderkriegens. Dabei ist entweder keine genetische Verwandtschaft durch die

14 Der Begriff Adoption leitet sich vom Lateinischen „adoptio“ ab und bedeutet „Annahme“.



Sperma- oder Eizellspende gegeben und/oder der Weg der Befruchtung entspricht nicht der idealisierten Vorstellung eines vermeintlich natürlichen, heterosexueller Koitus.

Wenn die Ei- oder Spermazelle von einer unbekannten Person „gespendet“ worden sei, dann werde das Kind durch das fehlende Wissen über die Person, von der diese Zelle komme, Schwierigkeiten mit der „Selbstidentifikation“ entwickeln (vgl. Saalbach Abs. 44-48). Dementsprechend wird in fast allen Interviews hervorgehoben, wie wichtig es für das Kind sei, die genetischen Eltern, den eigenen „Ursprung“ oder die eigenen „Wurzeln“ zu kennen (vgl. Saalbach Abs. 48-50; Hoffmann Abs. 39; Weinter Abs. 150). Ähnlich wird auch rechtlich argumentiert. So wurde in einem Urteil zum Grundrecht auf die „Kenntnis der eigenen Abstammung“ am 28. Januar 2015 bekräftigt, dass „für die Persönlichkeitsbestimmung des Menschen [die] bedeutsame Frage der Abstammung [...] von der Rechtsordnung grundsätzlich in einer Weise geregelt werden [müsse], die dem Interesse des Menschen an seiner Identitätsfindung ausreichend Rechnung trage“ (vgl. BVerfGE 79, 256, A III). Dementsprechend wird das Interesse des zukünftigen Kindes dem des Spenders oder der sozialen Eltern vorgezogen und die Anonymität des Spenders gegenüber dem Kind nicht zugesichert. Dieses kann mit der Volljährigkeit ohne die Einwilligung der rechtlichen Eltern Auskunft über den genetischen Vater einfordern.

Neben der Eizell- oder Samenspende ist auch Leihmutterschaft keine Alternative für die Interviewten. Hierbei könnte zwar die genetische Elternschaft durch beide Elternteile bestehen, aber durch die Auslagerung der Schwangerschaft und des Gebärens gebe es wie im Falle der Adoption nicht die emotionale Bindung zu dem Kind, welche durch Hormone in der Schwangerschaft und während der Geburt aufgelöst werde. Die Leihmutter hat jedoch, vermutet Sebastian Mirokovic, auch nicht diese emotionale Bindung zu dem Kind. So fragt er sich, ob „da noch irgendwie Gefühle sind für das, was man da ja halt aufzieht [in der Schwangerschaft] auch wenn es ja nicht die eigenen Zellen sind“ (Abs. 210), also eine Eizellspende vorausging. In diesem Zitat bleibt offen, ob die austragende Person aufgrund der Schwangerschaft und Geburt eine Bindung zu dem Kind hat oder eben keine Bindung aufgrund der fehlenden genetischen Verwandtschaft. Für Karla Mer-

tens sind solche Fragen jedoch absurd, da sie sich eben nicht aus der Natur heraus stellen würden.

Ich meine, wenn man sich dann mal so moralische Fragen stellt, wie, ich meine Eizellspende ist ja in Deutschland verboten, aber ich meine der Weg ins Ausland ist ja nicht weit und man sich dann die moralische Frage stellen kann, muss, ob man ein Kind, ob man ein Kind lieben könnte oder haben wollen würde dessen genetische Mutter man nicht ist, es aber geboren hat, das ist für mich eine völlig absurde äh, völlig absurde moralische Frage, weil die nur durch die Medizin gemacht wird und nicht durch die Natur. (Mertens Abs. 67)

In den Fällen einer Adoption, Sperma- oder Eizellspende, sei das „Kind [...] ja nicht deines, das ist ja ein fremdes Kind“ (ebd. Abs. 69).

Lena Trabmann führt in einer Erzählung über zwei Freundinnen aus, die beide Kinder bekommen haben, worin der Unterschied zwischen dem „natürlichen“ Kinderkriegen und dem Kriegen eines Kindes durch eine künstliche Befruchtung ohne eine Samen- oder Eizellspende besteht. Während die eine „auf natürlichem Wege mit ihrem Partner zwei Kinder gekriegt“ (Abs. 73) hat, hat die andere sich für den Weg einer „künstlichen“ Befruchtung entschieden, da es „natürlich“ nicht geklappt habe. Und nun besteht ein „Unterschied, der ja im Raum steht zwischen beiden“ (Abs. 75), welcher sich nach Lena Trabmann darin ausdrückt, dass beide anders mit der neuen Situation mit dem kleinen Kind umgehen. So sieht Lena Trabmann bei der Freundin, die eine „künstliche“ Befruchtung hat vornehmen lassen, „einfach dieses pure Mutterglück, oder Glück, das man hat, dieser Stolz, dieses Zufrieden-Sein, dieses Erfüllt-Sein, das sehe ich bei ihr nicht“ (Abs. 73). Sie sei vielmehr überfordert und fühle sich der Situation nicht gewachsen, obwohl sie sehr viel Unterstützung bekomme (vgl. Abs. 75). Bei der Freundin, die auf „natürlichem“ Weg Kinder bekommen hat, sei dies ganz anders, denn sie müsse „die Kinder eigentlich vollkommen allein erzieh[en], weil der Vater, der Partner sie halt eigentlich gar nicht unterstützt und umso krasser ist es, wie toll sie das macht“ (ebd.).

Das „natürliche“ Kinderkriegen meint daher einen bestimmten, anscheinend aus der Natur vorgegebenen Zeugungs-, Austragungs- und Gebärbereich, der zu einem spezifisch innigen, glücklichen Verhältnis zum „eigenen“ Kind führe. Und wenn einer dieser Aspekte nicht gegeben ist oder vermeintlich unnatürlich vollzogen wird, fehle

die spezifische Bindung zu dem Kind und es sei gar kein „eigenes“ Kind mehr.

An dieser Stelle der Argumentation treffen Individualisierungs- und Naturalisierungsstrategien aufeinander. So sei der Mensch von Natur aus dazu in der Lage, „eigene“ Kinder zu bekommen und eine spezifische Bindung zu ihnen aufzubauen. Aber er würde diesen vermeintlich natürlichen Weg des Kinderkriegens auch individuell wählen, um dem Kind etwas von sich weiterzugeben, wie im weiteren Verlauf noch ausgeführt wird. Über die Naturalisierung wird ein Weg des Kinderkriegens beschrieben, der vermeintlich individuell gegenüber anderen Wegen bevorzugt wird. Die Naturalisierung und die Individualisierung des Kinderkriegens gehen Hand in Hand, sie bedingen und legitimieren sich gegenseitig.

### **Der heterosexuelle Koitus in einer Partnerschaft: Zeugung eines „eigenen“ Kindes**

Wie sich bereits angedeutet hat, beinhaltet die alltagsweltliche Vorstellung des Kinderkriegens nicht nur einen Zeugungs-, Austragungs- und Gebärxkomplex, sondern auch Details darüber, wie Zeugung abzulaufen hat und wer das Kind austragen und gebären muss, folglich besteht ein bestimmter Zeugungs-, Austragungs- und Gebärxzusammenhang. Nach Maximilian Heinrich ist es „ja ein ganz natürlicher Akt. Menschen habe Sex und passen manchmal nicht auf und es ist ganz natürlich, dass Menschen Kinder bekommen“ (Abs. 79). So sei das Kinderkriegen nahezu selbstverständlich ein Thema für Menschen, welche Sex haben, da dies zum Kinderkriegen führe (vgl. Steiger 10; Heinrich 79; Mirokovic Abs. 185f.). In diesem Kontext wird der sexuelle Kontakt ausschließlich heterosexuell gedacht und gänzlich vernachlässigt, dass viele andere Formen des sexuellen Kontaktes nicht zur Zeugung eines Kindes durch die Befruchtung von Ei- und Spermazelle führen. Ähnlich setzt Sebastian Mirokovic Sexualität mit Heterosexualität gleich und führt den Zusammenhang mit dem Kinderkriegen weiter aus:

Das führt dazu, [...] also Sexualität zu Kindern. Ja. Vielleicht auch andersherum, also klar, vielleicht kann man sich auch erst animiert fühlen Sexualität zu entdecken, weil man weiß letztendlich, wie, woher man

kommt und man geht, klar und sich dann damit erst auseinanderzusetzen. Und es dann aus einem praktischen Sinn erst heraus zu machen.[...]

Oder sich halt [daraus] Sexualität auch überhaupt erst entwickelt. Also kann ja sein, dass halt ein Mensch in seinem Leben nicht gut aufgeklärt wurde, dass halt alles von ihm ferngehalten wurde mit Absicht oder wie auch immer, kann ja auch sein. [...]

Dass dann für einen Mensch halt für lange Zeit große Fragen im Raum stehen und dann doch irgendwo der Mensch Gefallen an, ja, eben dem Aufziehen von Kindern entwickelt. [...] Und dass man sich darüber dann erst Gedanken darüber macht, was ist das überhaupt, woher kommt das, wie wird das praktiziert, was gibt es für Möglichkeiten. Also ja, denke schon, dass man darüber, ist bestimmt jetzt keine häufige Sache so, kann ich mir nicht vorstellen. Aber es gibt halt vieles, was man sich so tagtäglich nicht so vorstellt. (Abs. 186-192)

Sebastian Mirokovic schreibt Sexualität in diesem Zitat einen praktischen Sinn zu, und zwar den des Kinderkriegens, wodurch im Gegenzug jede Form von Sexualität, die keinen heterosexuellen Koitus vorsieht, diesen praktischen Sinn nicht erfülle, folglich von ihm als Form von Sexualität nicht mitgedacht wird. Zusätzlich entwickelt er die These, dass Menschen vielleicht auch erst (hetero-)

sexuell aktiv werden, um ein Kind zu zeugen. Im weiteren Verlauf des Interviews verweist er darauf, dass sich Sexualität vermutlich durch ein Bedürfnis nach Nähe und Zuneigung und diese dann zum Kinderkriegen führen (vgl. Abs. 194-198). Diese Ausführungen zur Sexualität verdeutlichen, dass sich im Prokreationsdiskurs zwei Thesen gegenüberstehen, welche beide Heterosexualität als unhinterfragte Norm setzen: Menschen wollen Kinder aufziehen und werden deswegen heterosexuell oder sie sind heterosexuell und kriegen deswegen zwangsläufig Kinder. Keine der Thesen ist jedoch tatsächlich umfassend erklärend, denn es sind weder alle Menschen, die Kinder wollen, heterosexuell (vgl. Richter Abs. 93; Mirokovic Abs. 199-202), noch bekommen heterosexuelle Menschen zwangsläufig Kinder (vgl. Karsten Abs. 215; Steiger Abs. 75; Mirokovic Abs. 52; Saalbach Abs. 293). Dennoch wird eine starke Verbindung von Heterosexualität und Kinderkriegen konstruiert, da jede scheinbar nicht natürliche Form der Zeugung von der Natur nicht vorgesehen sei.

B: Na es gibt halt [...] Menschen die überhaupt sozial inkompetent sind. Klar vielleicht haben die einen Kinderwunsch oder trauen es sich nicht zu ähm, vielleicht haben sie auch gar keinen Kinderwunsch. Ja, kann durch-

aus sein, dass da so ein Verlangen irgendwie gar nicht vorhanden ist. Weil die eigene Sexualität vielleicht, weil die nicht so entwickelt ist, wie bei anderen Menschen, weil man sich in eine andere Richtung sich entwickelt hat. Keine Ahnung.

I: Was meinst du mit andere Richtung?

B: Asexualität zum Beispiel. Was ja nicht heißen muss, dass man nicht den Wunsch hat ein Kind großzuziehen. Aber ich kann mir eben vorstellen, dass es Menschen gibt, die dahingegen kein Verlangen haben, die eben einfach mit Kindern vielleicht überhaupt nicht gut umgehen können, sich das nicht zutrauen, denen Kinder zu anstrengend sind, weil sie vielleicht irgendeine Erfahrung gemacht haben oder durch die eigene Familie so geprägt sind, dass sie sich denken irgendwie, warum soll man selbst noch Kinder bekommen. (Mirokovic Abs. 182-184)

Dieses Zitat verdeutlicht, wie eng Sexualität und Kinderkriegen in einen Zusammenhang gestellt werden. Über die Sexualität einer Person könne auf die Einstellung bzw. Entscheidung zum Kinderkriegen geschlossen werden. So würden nach Sebastian Mirokovic asexuelle Menschen tendenziell keine Kinder mögen oder könnten nicht mit ihnen umgehen und seien sogar sozial inkompetent.

Nur äußerst wenige Aussagen in den Interviews deuten ein anderes Verständnis an. Alexander Gehrend betont: „[...] biologische Kinderzeugung [ist] nicht mein Ding, kein Interesse“ (Abs. 211), und einen Geschlechtsakt mit einer Frau schließt er aus (Abs. 29), aber „wenn ich mal ein Kind kriege, werde ich mir wahrscheinlich aussuchen, ob es 15 oder 20“ (Abs. 23) ist. Er kann sich keine Kinderzeugung durch einen heterosexuellen Koitus vorstellen, weshalb die Entscheidung für ein Kind, wenn überhaupt, durch Adoption umgesetzt würde. Dies ist jedoch die einzige Stelle in den Interviews, wo Adoption direkt als „Kinderkriegen“ beschrieben wird.

Katrin Saalbach geht davon aus, dass Freundschaft im Gegensatz zu einer Partnerschaft eine stabilere Grundlage für das Kinderkriegen ist und somit „künstliche Befruchtung“ eine Möglichkeit darstellt, da „Sex [...] auch Freundschaft komisch machen“ (vgl. 34) kann. Diese Perspektive ist einerseits außergewöhnlich, weil sie nicht den heterosexuellen Koitus als gewünschte Form der Zeugung setzt, und andererseits, weil sie Freundschaft und nicht Partnerschaft als Grundlage des Kinderkriegens nennt. Da Katrin Saalbach mit dieser Betrachtung eine Ausnahme darstellt, wird deutlich, dass das Kinderkriegen im Normalfall einer Partnerschaft zugeordnet wird, in welcher das Kind in einem

heterosexuellen Koitus gezeugt wird, dass also von einer heterosexuellen Partnerschaft auszugehen ist.

Entgegen der Erzählung von Katrin Saalbach teilen die meisten anderen interviewten Personen die Auffassung, dass für sie eine Partnerschaft die Bedingung des Kinderkriegens darstellt. Während Tina Seifert beschreibt, dass sie ohne einen Partner kein Kind kriegen wollen würde (vgl. Abs. 119), geht Sebastian Mirokovic davon aus, dass er ohne eine Partnerschaft gar kein Kind kriegen kann (vgl. Abs. 42). Ähnlich äußert sich auch Karla Mertens, die hervorhebt, dass in ihrem Alter „die Entscheidung für einen Mann und seine Entscheidung dazu eine Entscheidung für oder gegen Kinder“ (Abs. 43) ist. So ist es ihr zufolge „ausschlaggebend [...], ob man den richtigen Mann hat für ein Kind“, und dieser müsste ein „Vollblut-Vater“ sein (ebd.). Oder es müsste die „richtige“ Partnerin sein, welche für Maximilian Heinrich die Frau seiner Träume wäre (vgl. Abs. 43). Da die Partnerschaft die Grundlage des Kinderkriegens sei, könnten auch soziale Erwartungen an das Kinderkriegen abgewendet werden, wenn eine Partnerschaft fehle (vgl. Saalbach Abs. 181; Mirokovic Abs. 76; Richter Abs. 11). Sie ist dementsprechend nahezu eine Bedingung des Kinderkriegens, wobei sie auf einer anscheinend besonderen Liebesbeziehung fuße. Das Kinderkriegen ist nach Linda Weinert „das Produkt“, „wenn zwei Menschen sich lieben“ (Abs. 257), und basiert nach Sebastian Mirokovic auf einem besonderen Gefühl (vgl. Abs. 166), wobei

[...] du [...] dich wahrscheinlich einfach nur richtig an[fühlst]. Es fühlt sich alles richtig an. Und dass es einfach relativ einfach auch läuft. Dass es vielleicht nicht mal irgendwie was kompliziertes ist irgendwie. Dass man das, was man in Arbeit, ja in Zuneigung irgendwie reinsteckt, dass das halt nicht überfordert oder dass es auf Gegenseitigkeit natürlich beruht. (Abs. 170)

Dementsprechend wird von einer besonderen Partnerschaft ausgegangen, durch die das Kinderkriegen relevant wird. Diese zeichne sich durch besondere Gefühle aus, wobei die Zeugung eines Kindes durch einen heterosexuellen Koitus zum „Akt der Liebe“ wird. Diese Partnerschaft müsste nicht zwangsläufig eine heterosexuelle sein, auch eine

homosexuelle scheint für die Interviewten eine akzeptierte Grundlage des Kinderkriegens.<sup>15</sup>

Der Zeugungs-, Austragungs- und Gebärszusammenhang sei durch die Natur so eingerichtet, damit Kinder entstünden. Doch die Natur allein als Erklärung dafür, wie Kinder bekommen werden, reicht nicht aus, weshalb die Interviewten aufgrund der Verbreitung und Entwicklung alternativer Wege eine begründete Entscheidung für das Kinderkriegen nennen. So rückt das Individuum in den Vordergrund. Menschen würden sich für den vermeintlich natürlichen Weg des Kinderkriegens entscheiden, da sie nur dann ein „eigenes“ Kind und die besondere Bindung zu diesem bekommen würden und nur dann etwas weitergeben könnten.

Schließlich wehrt erst die naturalistische Erklärungsstrategie in Kombination mit der individualistischen eine Verschiebung des Prokreationsdiskurses durch neue Technologien ab, und die biologisch konstruierte Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität bleiben weiterhin die vermeintlich zwingenden, unveränderbaren und natürlichen Grundlagen des Kinderkriegens.

### 5.3 Der Zeitpunkt des Kinderkriegens

Während die Interviewten zum Teil keine direkte Antwort darauf geben, ob sie Kinder kriegen möchten, und einige fast selbstverständlich davon ausgehen, dass es klar sei, dass sie darauf eine positive Antwort geben würden, wird die Frage nach dem Zeitpunkt viel diskutiert. So steigen einige der Interviewten in ihrer Eingangserzählung nicht damit ein, ob und warum sie Kinder kriegen möchten, sondern wann sie Kinder kriegen sollten (vgl. Mirokovic Abs. 16; Seifert Abs. 15). Diese Ausführungen bewegen sich meist in dem Spannungsfeld, wann der ideale Zeitpunkt zum Kinderkriegen ist, was zu dem Zeitpunkt gegeben sein soll bzw. warum sie damit noch warten und bis wann sie mit dem Kinderkriegen warten wollen und können. Dabei treffen die drei

---

15 Jedoch wird in dem Fall teilweise davon ausgegangen, dass das Kind eine weibliche und männliche Bezugsperson brauche, und da dies nicht durch das homosexuelle Elternpaar gewährleistet sei, müssten andere Personen diese Rolle übernehmen (vgl. Saalbach Ab. 253-255).

Erklärungsstrategien Normalisierung, Individualisierung und Naturalisierung aufeinander. Der Zeitpunkt des Kinderkriegens bestimme sich durch eine anscheinend individuelle Entscheidung, welche getroffen werde, wenn gewisse Lebensumstände erreicht seien, das Kinderkriegen müsse aber in einem Zeitraum geschehen, in dem es der Norm entspreche und die Natur es vorgesehen habe. Wenn ein Kind bekommen wird, bevor es sozial erwartbar sei, wird davon ausgegangen, dass es keine bewusste Entscheidung gewesen sein könne. Wenn jedoch kein Kind bekommen wird, solange es sozial erwartbar sei, würden soziale Sanktionen einsetzen. Daher müsse diese vermeintlich individuelle Entscheidung über den Zeitpunkt des Kinderkriegens in einem Zeitraum getroffen werden, in dem es der sozialen Erwartung entspreche. Die Grenze des Zeitraumes gehe jedoch zusätzlich mit dem Ende der Fruchtbarkeit bzw. mit einem erhöhten Risiko einer Behinderung des Kindes oder einer Fehlgeburt einher. Darum setze ab einem bestimmten Zeitpunkt ein natürlicher Trieb ein, der wiederum die Entscheidung zum Kinderkriegen auslöse, bevor das Kinderkriegen auf dem vermeintlich natürlichen Weg nicht mehr möglich sei.

## Einrichtung idealer Lebensumstände

Die Überlegungen zum Zeitpunkt des Kinderkriegens basieren auf der Annahme, dass dem Kinderkriegen eine Entscheidung vorausgehe, denn „in einer Zeit, in der ich selber darüber entscheiden kann, ob das passiert oder nicht“ (Richter Abs. 79), muss – wenn es passieren soll – auch entschieden werden, wann es passieren soll. Dies ist jedoch nach Henrick Richter nicht so einfach, denn

wir sind ja heute so weit, was so die Medizin und Verhütungsmittel angeht, dass man das ja präzise steuern kann wann man ein Kind kriegt und wann nicht. Äh, also zumindest mit dem Wann-Nicht funktioniert ziemlich gut, das mit dem Wann doch, funktioniert dagegen nicht immer gut. (Abs. 61)

Schließlich ist es nicht etwa so, dass nur dann verhütet wird, wenn das Kinderkriegen z.B. aus gesundheitlichen Gründen unbedingt vermieden werden muss, sondern mittlerweile verhüten viele Menschen stetig und unterbrechen dies nur, wenn sie die Entscheidung für ein Kind



getroffen haben. Laut den Ergebnissen einer Repräsentativbefragung durch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA) verhüten 76% der Befragten. Von den restlichen Befragten (24%) haben 8% keine Angaben gemacht und 16% verzichteten auf Verhütungsmaßnahmen. Dieser Verzicht wird überwiegend damit begründet, dass eine Person schwanger ist oder ein Kinderwunsch besteht (vgl. Heßling 2011).

Die Verhütung kann zwar vergessen werden oder ungeplante Lücken aufweisen und dadurch kann es ungewollt zum Kinderkriegen kommen, doch dies wird nicht im Vorhinein angenommen oder erwartet. Einen gewünschten Zeitpunkt des Kinderkriegens auszumachen, scheint für viele der Befragten jedoch problematisch zu sein, weshalb die Idee, es „passieren zu lassen“ (vgl. Steiger Abs. 10; Trabmann Abs. 12), für sie infrage kommt. Dies zeigt erneut auf, dass diese Personen davon ausgehen, dass es auf jeden Fall zu einer Befruchtung kommt, wenn keine Verhütungsmaßnahmen getroffen werden. Henrick Richter etwa führt aus,

dass es nicht so gut geht, dachte ich bisher auch sei die absolute Ausnahme. Und, dass das eigentlich ziemlich schnell geht. Und sonst müsste man sich eigentlich, ja, also ist ja dann auch der Grund dass man sich so intensiv um Verhütung kümmert sonst geht es total schnell, so ist das in meiner Vorstellung. Aber vielleicht stimmt das ja auch gar nicht, vielleicht bin ich auch einfach nicht informiert genug. (Abs. 65)

Auch wenn einige der Interviewten es für eine attraktive Möglichkeit halten, das Kinderkriegen ungeplant auf sich zukommen zu lassen, betonen sie jeweils in der gleichen Erzählung, dass es eigentlich nicht so funktionieren werde (vgl. Steiger Abs. 10; Trabmann Abs. 12). So wollen viele der Befragten erst ihre Ausbildung abschließen und dann noch Berufserfahrung sammeln, da u.a. der Berufseinstieg mit Kind als wesentlich problematischer eingeschätzt wird (vgl. Weinert Abs. 17, 21, 57; Steiger Abs. 12; Saalbach Abs. 154; Trabmann Abs. 40; Mirokovic Abs. 18; Heintz Abs. 12; Burkhard Abs. 111; Hoffmann Abs. 97).

Ebenfalls von großer Bedeutung ist die finanzielle Situation der Befragten. Die meisten betonen, dass sie ihre finanzielle Unabhängigkeit oder eine finanzielle Sicherheit erst noch erreichen wollten, um dem Kind einen guten Start in das Leben zu ermöglichen (vgl. Martin Weinert Abs. 15; Tina Seifert Abs. 15, 129, 153, 217; Katrin Saalbach

Abs. 30, 150; Sebastian Mirokovic Abs. 142, Matthias Hoffmann Abs. 77). Nur Henrick Richter geht davon aus, dass er „es hinkriegen könnte, es zu bezahlen“, was jedoch eine „relativ luxuriöse Position“ (Abs. 11) sei. In diesem Kontext wird auch die Wohnsituation von einigen der Interviewten problematisiert. Sie wollen, wenn sie ein Kind kriegen, mehr Wohnraum zur Verfügung haben, oder überlegen, wie der aktuelle Wohnraum dann genutzt werden könnte (vgl. Seifert 15, 27; Heintz Abs. 10; Saalbach Abs. 148). Demnach lassen sich drei meist zusammenhängende Kriterien ausmachen, welche grundlegend gewährleistet sein sollten, um ein Kind zu kriegen: eine berufliche Orientierung oder sogar der berufliche Einstieg, eine finanzielle Absicherung und eine für Kinder angemessene Wohnsituation (vgl. Mertens Abs. 25; Hoffmann Abs. 95).

Der Zeitpunkt des Kinderkriegens wird dementsprechend dadurch bestimmt, wann diese Bedingungen erfüllt sind. Einige der Interviewten wollen erst eine ideale Lebenssituation herstellen und dann ein Kind bekommen. Barbara Burkhard geht sogar noch ein Stück weiter:

Alles, was man so an seiner Persönlichkeit hat, gibt man auch weiter. [...] Und ich glaube mein Wunsch ist es auch noch so ein bisschen an meiner Persönlichkeit zu feilen und so Sachen die, die eher meine Persönlichkeit ausmachen noch ein bisschen auszubauen, um das halt nicht so unbewusst an meine Kinder weiterzugeben. (Abs. 11)

Sie will ihre Persönlichkeit optimieren, bevor sie ein Kind bekommt, denn das sei „auch für meine Kinder ein positiver Gewinn“ (Abs. 13). Doch wollen die Interviewten die Zeit, bevor sie ein Kind bekommen, nicht allein dafür nutzen, die Lebenssituation für dieses Ideal herzurichten, sondern sich auch noch Wünsche erfüllen, welche mit einem Kind voraussichtlich schwerer umzusetzen seien. So wollen einige der Befragten noch viel reisen (vgl. Steiger Abs. 12; Weinert Abs. 21; Weinert Abs. 15; Seifert Abs. 117; Heintz Abs. 62, 124) oder es noch genießen, dass sie sich nur um sich kümmern müssen (vgl. Burkhard Abs. 39; Saalbach Abs. 154). Erst dann ist nach den Interviewten folglich ein guter Zeitpunkt zum Kinderkriegen erreicht, obwohl auch immer wieder darauf verwiesen wird, dass diese Gedanken vielleicht unnötig seien oder es leichter wäre, wenn es „einfach passieren“ würde, denn „wenn die Zeit halt reif ist und das mit der finanziellen Situation

vielleicht nicht ganz so, wie man sich das vorstellt, warum dann trotzdem warten“ (Mirokovic Abs. 22).

## Die Norm des Zeitpunktes: eine Zeitspanne von 20 Jahren

Die Interviewten wollen die ideale Situation herstellen oder abwarten, um die getroffene Entscheidung des Kinderkriegens umzusetzen, doch haben die Befragten weder die Gewissheit, ob diese Situation jemals eintritt, noch haben sie bis zum Lebensende Zeit. Ihnen zufolge gibt es ein Zeitfenster, welches sozial und biologisch bestimmt sei, in dem das Kinderkriegen geschehen müsse, denn außerhalb dessen würde es sozial sanktioniert oder sei nicht mehr möglich. Dieses Zeitfenster wird u.a. darüber definiert, wie alt man ist. Es sei schließlich in einem bestimmten Alter normal, Kinder zu kriegen. Für Karla Mertens liegt das „klassische[...] Kinderkriegesalter“ zwischen dem 28. und 31. Lebensjahr (vgl. Abs. 63). Häufig wird dieses Alter unter anderem über das Alter der eigenen Eltern zum Zeitpunkt des Kinderkriegens bestimmt (vgl. Heinrich Abs. 55; Mirokovic Abs. 16). Davon abgrenzend sei es aber damals auch einfach anders gewesen. So macht sich Maximilian Heinrich durch das Interview zum ersten Mal richtig Gedanken darüber – er ist 25 Jahre alt – und betont, dass es heute eine andere Generation sei (vgl. Abs. 55). Dieses typische Alter zum Kinderkriegen

ändert sich auch mit der Zeit, jetzt ist das vielleicht zwischen 30 und 35 oder so etwas. Ganz realistisch und zu DDR-Zeiten waren die Eltern eher Anfang 20. Einfach wegen der Unizeit stretcht sich das irgendwie nach hinten, weil es einfach auch irgendwie normal ist, während des Studierens keine Kinder zu haben. Und dann endete die Uni ja, je nachdem, was das für Abschlüsse sind. Mit dem Zeitraum, dann wollen die Leute wahrscheinlich erst einmal sicher im Leben stehen, bisschen Kohle sparen, wenn sie sich wirklich so sehr bewusst dafür entscheiden. Und dann wird das denke ich mal so, denke ich mal mit Anfang, Mitte 30 sein und wer dann mit 40 noch keine Kinder hat wird dann vielleicht auch eher komisch angeguckt oder das ist dann eher Thema. (Karsten Abs. 67)

In diesem Zitat von Rudolf Karsten wird beschrieben, dass sich der Zeitraum, in dem Menschen Kinder kriegen, mit den Lebensumständen über die Generationen verschoben hat. Und wenn etwas das Kinderkriegen in dieser Zeitspanne bedrohe, wie eine fehlende Partner-

schaft, dann komme, wie es Karl Steiger beschreibt, „ein bisschen Panik“ (Abs. 10) auf oder nach Rudolf Karsten eine „Torschlusspanik“ (Abs. 23). Es gebe schließlich einen „gesellschaftlichen Druck“, den Karl Steiger ganz stark spürt (vgl. Abs. 10). Während es zum Ende dieses Zeitraums viele Erzählungen gibt, bleibt durchweg unklar, ab wann dieses Zeitfenster beginnt. Als eine Ausnahme nimmt Alexander Gehrend in seinem Interview konkreten Bezug auf „Teeniey-Eltern“ und deren, Motive ein Kind zu kriegen. Dabei stellt er heraus, dass es keine Altersfrage sei, sondern vielmehr eine Frage der Lebensumstände.

Das hat immer was mit den Leuten selber, also mit ihrem Status [zu tun], es gibt Leute, die wollen mit 18 die Familie gründen, und sind teilweise selber noch sehr jung und es gibt Leute die sagen erst mit Mitte, Ende 20, also das ist ja nicht, also das ist ja keine Altersfrage, sondern da hängt ja immer mit dran wie sind die Lebensumstände der Leute. Ich meine vor allen Dingen mit den Teenie-Schwangerschaften also ist es nun bewusst so, also es ist ja auch für viele junge Frauen, die keine Bildung haben, wie gesagt prekäre Lebenssituation ist es ja ein Stück weit eine Flucht aus dem Druck, denn da gibt es einen anderen Druck, du musst einen Schulabschluss machen, du musst einen Beruf erlernen. Das ist dann für viele junge Frauen dann erst einmal weg, wenn die Mutti sind und auch eine Flucht, auch eine Ursache. (Abs. 105)

Daran anschließend wird „16 jährige[n] Teenage-Pregnancy-Mütter[n]“ (Mertens Abs. 17) aufgrund ihres Alters eine bewusste Entscheidung für das Kinderkriegen abgesprochen (vgl. Trabmann Abs. 68; Seifert Abs. 157-160).<sup>16</sup>

Folglich lassen sich die Grenzen einer Norm zum Alter für das Kinderkriegen ablesen. Das Kinderkriegen vor dem 20. und nach dem 40. Lebensjahr wird sozial sanktioniert. In diesen dazwischen liegenden 20 Lebensjahren muss es demzufolge zum Kinderkriegen kommen. Aber auch innerhalb dieses Zeitfensters wird durch die Interviewten eine Unterscheidung getroffen zwischen jungen und alten Eltern.

16 In den Ausführungen zum Kinderkriegen vor dem 20. Lebensjahr werden ausschließlich junge Mütter genannt; „Teenage-Väter“ scheint es förmlich nicht zu geben.

## Das Ideal der jungen Elternschaft

Sebastian Mirokovic beschreibt, dass er „immer darüber nachgedacht [hat] wie es ist, irgendwie Eltern zu haben die noch älter sind. Und wie man dann letztendlich so ein bisschen dann, ja, den Bezug vielleicht zur Jugend, zu den Kindern halt hat oder verlieren kann“ (Abs. 16). Diese Überlegung ist im Kontext der Frage, wann man Kinder kriegen will oder sollte, unter den Interviewten sehr verbreitet. Es gehe nicht allein darum, die ideale Situation für das Kind zu kreieren, in die es dann hineingesetzt werde, sondern auch darum, dass man selbst in einem Alter sei, in dem man das Kind bzw. das Leben des Kindes auch noch nachvollziehen könne. In einem höheren Alter habe man „vielleicht [...] dann nicht mehr so den Bezug“ (Mirokovic Abs. 20), denn „die Ideen, wie Leben läuft, sind natürlich vollkommen anders. Und ja, das wäre natürlich schade, wenn da so ein krasser Bruch ist und man nicht mehr so viel zu tun hat mit der Lebenswirklichkeit“ (Gehrend Abs. 27). Für Sebastian Mirokovic ist dies sehr entscheidend.

Ich meine, gut, was sich in den letzten Jahrzehnten, ja, rein medial irgendwie verändert hat. Da kommt man ja in unserem Alter kaum hinterher mit irgendwelchen Trends sagen wir mal, so, die sich ja in Räumen wie Schule oder Kindergarten durchaus relativ schnell entwickeln, verbreiten, wo man dann als Elternteil nicht so schnell hinterher ist und man merkt, da gibt es auf einmal gewisse Wünsche der Kinder. Wo haben sie das her? Klar, von anderen. Oder halt einfach Angewohnheiten, Entwicklungen in der, im sozialen Zusammenleben, die man eben so halt aus den eigenen Kreisen gar nicht kennt so. Und um da näher dran zu bleiben, glaube ich, ist es doch ganz interessant, wenn man relativ früh halt Kinder bekommt, also in dem Alter von Anfang bis Ende 20. (Abs. 84)

Doch wird nicht nur der bessere Bezug zur Lebensrealität des Kindes als Grund genannt, warum man in dem als normal verhandelten Zeitfenster früh Kinder kriegen sollte. Auch die körperliche Gesundheit spricht für die Interviewten dafür. Man wisse schließlich nicht, „was man mit 40 oder 45 schon für Gebrechen bekommen hat. Irgendwie, man kann das Kind nicht mehr auf den Arm nehmen, weil man schon Rheuma gekriegt hat“ (Hoffmann Abs. 49), oder sei geplagt von altersbegründeten Krankheiten (vgl. Mirokovic Abs. 20). In einem höheren Alter Kinder zu kriegen, kann daher dazu führen, dass man schon schwer krank ist und nicht mehr mobil, wenn das Kind selbst Kinder

bekommt (vgl. Weinert Abs. 25) oder wenn „es dann 10 ist und ich Mitte 50 oder es kommt in die Pubertät und ich bekomme die ersten Krankheiten und den körperlichen Zerfall, das ist glaube ich auch nicht so schön“ (ebd. Abs. 23). Der Zeitpunkt des Kinderkriegens ist demnach auch abhängig davon, wie lange man gesund ist, da man „möglichst viel vom Leben der Kinder auch mitbekomm[en]“ (Weinert Abs. 191) möchte. Doch eigentlich wollen die Interviewten nicht nur das Leben ihrer Kinder mitbekommen, sondern dieses auch aktiv miterleben und mitgestalten. Barbara Burkhard beschreibt, dass sie „auf Spielplätzen nicht nur mit einem Buch auf der Bank sitzen würde, sondern mit meinen Kindern auch aktiv sein würde“, und das sei „mit zunehmende[m] Alter auch einfach schwerer, das ist ja auch eine Frage, wie fit ist man im Leben und wie aktiv gestaltet man das Leben auch mit Kindern“ (Abs. 117). Auch Rudolf Karsten stellt sich vor, dass es mit „60 [...] vielleicht schwieriger [ist], mit seinem 10-jährigen Kind noch wandern zu gehen als wenn du irgendwie 40 bist oder so körperlich aktive sportliche Sachen zu machen“ (Abs. 199). Dementsprechend erscheint das Kinderkriegen an sich als Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit, wohingegen die Frage nach dem Zeitpunkt eine anscheinend individuelle Entscheidung erfordere.

### **Eine Phase im „Plan des Lebens“**

Das Zeitfenster, in welchem das Kinderkriegen, den Ausführungen der Interviewten folgend, stattfinden sollte, wird auch als Lebensphase beschrieben, welche wiederum umringt von anderen Lebensphasen in einem Lebensplan aufgehe. Es sei eine Lebensphase, in der man nicht mehr studiere oder seine Ausbildung mache, sondern viel eher arbeite (vgl. Seifert Abs. 35) und sich bis dahin ausgelebt habe (vgl. Burkhard Abs. 23). Es sei eben eine Phase, in der man Kinder kriege und Verantwortung übernehme:

Ja, ich glaube man kann, es gibt so zwei Phasen im Leben, wo man richtig viel ausprobieren kann und das ist so jetzt und wenn ich ganz alt bin. So da hat man ein bisschen Narrenfreiheit, das ist eigentlich ganz cool. So dazwischen ist halt, ja der Mittelteil ist immer am kompliziertesten und anstrengendsten. (Saalbach Abs. 160).

Die Phase des Lebens, in der man Kinder bekommt, ist bei Katrin Saalbach eine von drei Phasen, die einen Lebensplan oder ein Lebensmuster ergeben. Für Alexander Gehrend ist das Kinderkriegen konstitutiv für eine bestimmte Phase im Leben, denn es stellt einen „nächsten Baustein für [die] persönliche Lebensplanung“ (Abs. 53) dar. Dieser Plan des Lebens ist wiederum nach den Ausführungen von Martin Weinert stark verbreitet und wird nicht hinterfragt:

Und wenn ich Schulkameraden, Kameradinnen sehe, die dort geblieben sind, die haben einen Realschulabschluss gemacht, eine Ausbildung und dann habe ich halt das Gefühl dann kriegt man halt ein Kind, sonst wird es langweilig, jetzt böse ausgedrückt, ohne dass ich die jetzt näher kenne. Dass halt, so gewissermaßen hat man halt, haben andere vielleicht auch so einen Lebensplan im Kopf und das macht man halt ohne vielleicht auch zu hinterfragen. (Abs. 122)

Henrick Richter führt diesen Aspekt noch weiter aus, indem er diesen Lebensplan als „ein gelerntes Ding“ beschreibt, ein „Muster [... nach dem] man sein Leben gestalten“ (Abs. 129) müsse. Und dieses Muster sieht er wiederum in der kirchlichen Sexualmoral begründet, wonach das Leben „eben genauso funktioniert, Schule, vielleicht noch Studium oder eine Ausbildung, Arbeit, Heirat, Kinder“ (Abs. 143). Und um die Erfüllung dieses Lebensplanes, dieser Norm gebe es nach Maximilian Heinrich einen Wettlauf. Er berichtet davon, wie ihn ein ehemaliger Freund aus der Schulzeit mittlerweile in der Erfüllung dieser Norm „überholt“ (Abs. 57) habe und er selbst ein „kompletter Versager“ (ebd.) sei, denn die anderen „in [...] [seinem] Alter, die haben einen Swimmingpool, die verdienen das Dreifache, die haben eine tolle Beziehung, die jetzt schon drei Jahre hält, die sind verheiratet, die haben Kinder und so weiter“ (ebd.) und er eben noch nicht. Die seien ihm „fünf Jahre voraus“ (Abs. 63), weshalb er „ganz schön was aufzuholen“, aber „noch nicht verloren“ (ebd.) habe.

So ist der ideale Zeitpunkt eben nicht allein durch individuelle Lebensumstände bestimmt, sondern ist geprägt von einer gesellschaftlich normierten Altersspanne. Und wer in dieser Lebensphase nicht die idealen Lebensumstände hat und das Kind bekommt, erlebt soziale Sanktionen. Der Spielraum bei der Wahl eines Zeitpunktes erscheint jedoch zunächst größer, als er sich bei genauerem Hinschauen erweist. So ist nämlich genau dieses Zeitfenster hochgradig determiniert, ei-

nerseits, wie bereits beschreiben, sozial, aber andererseits auch durch einen biologisierten Erklärungszusammenhang.

## Ein „biologisches Zeitfenster“

Das Zeitfenster des Kinderkriegens ist in den Ausführungen der Befragten biologisch determiniert, weil es an die naturalisierte Vorstellung, wie ein „eigenes“ Kind bekommen wird, anschließt. Unter anderem durch die Herstellung von Ei- oder Spermazellen sei der Zeitraum des Kriegens eines „eigenen“ Kindes von der Biologie abhängig und nach oben hin begrenzt. Ab wann es biologisch möglich ist, ein Kind zu kriegen, ist dagegen in den Interviews kein Thema.

Martin Weinert beschreibt, dass das „biologische Zeitfenster“ (Abs. 124) durch eine „Obergrenze“ (Abs. 160) bei Frauen bestimmt sei. Diese bestehe darin, dass die Frau eben ab einem bestimmten Alter keine Eizellen mehr produziere, folglich unfruchtbar sei (vgl. Seifert Abs. 63). Henrick Richter erklärt, dass sich daher irgendwann die „biologische Frage“ (Abs. 11) stelle: „Kann die Frau noch Kinder bekommen?“ (ebd.). Diese Ausführungen zur Unfruchtbarkeit der Frau ab einem bestimmten Alter werden von Lena Trabmann abgerundet, die ihr Medizinstudium abgeschlossen hat und daher die Fakten dazu kenne. Für sie ist mit dem 35. Lebensjahr die „absolute Obergrenze“ (Abs. 40) erreicht. Es sei nämlich „diese biologische Grenze, das Risiko steigt irgendwo, jede 40. Frau hat dann ab 35 halt dann das Risiko“ (ebd.). Sie spricht entgegen der anderen Ausführung nicht etwa von einer absoluten Unfruchtbarkeit, sondern von einem steigenden Risiko,

Trisomie oder so zu kriegen, ich habe das auch gerade nochmal gelernt, da sind ja wichtig diese ganzen Statistiken, die dann wirklich einen Cut haben mit 35, wirklich ab 35 [...] steigt das Risiko. Und zwar relativ exponentiell und das war dann für mich so ein Alarm, so eine Alarmzahl [...] und deswegen habe ich da schon immer drauf geachtet und klar, weil ich Medizin studiere, ist das auch nochmal spannend, was passiert denn da, welches Risiko steigt und diese 35 mir dann so eingebrannt hat. (Abs. 53)

Und genau aus diesem Grund dürfe man die Entscheidung, ob bzw. wann man ein Kind kriegen wolle, nicht zu lange hinauszögern. So sollte man eine „Entscheidung treffen, bevor die Zeit die Entscheidung



für [einen] trifft“ (Saalbach Abs. 174). Mario Heintz macht das ebenfalls deutlich, denn er will zwar sein Studium noch beenden, beruflich einsteigen und noch etwas reisen, aber seine Partnerin hat auch „ein bisschen Angst vor der Körperbiologie, dass man sagt, man zögert es nicht zu spät raus“ (Abs. 124). Folglich müsse man es zeitlich planen, denn „so ganz beliebig ist es ja vielleicht doch nicht“ (Abs. 12). Dementsprechend ist der Zeitpunkt des Kinderkriegens primär abhängig von der Biologie, also von der Frage, bis wann die Frau Eizellen produziere oder ab wann das Risiko einer Erkrankung für das Kind steige.

### **Ein Trick der Natur: die „biologische Uhr“ der Frau**

Diese zeitliche Begrenztheit der Herstellung von Gameten wird allein auf die Frau bezogen thematisiert. Die Biologie des Mannes spielt in dem Kontext dagegen keine Rolle. Bei Männern ist laut Martin Weinert der Zeitraum des Kinderkriegens eben „biologisch [...] nicht begrenzt“ (Abs. 23). Karla Mertens betont, dass sie dagegen „nicht ewig Zeit“ habe (Abs. 99), denn sie sei ja kein Mann. Bei Frauen geht man nach Barbara Burkhard eben schon mit dem 30. Lebensjahr von einer „Risikoschwangerschaft“ aus, wobei Männer „bis ins hohe Alter [...] noch zeugungsfähig seien“ (Abs. 99). Schließlich wird das Ende des Zeitfensters zum Kinderkriegen anscheinend allgemeint als unverrückbar anerkannt, da sie durch die Biologie der Frau bestimmt sei.

Es kommt somit die Frage auf, weshalb dann gerade Frauen sich in genau dieser Altersspanne für das Kinderkriegen entscheiden bzw. eine Befruchtung der Eizelle im heterosexuellen Koitus zulassen. Es ist eine Frage, die erst relevant wird, wenn diese Personen problemlos auf Verhütungsmittel zugreifen können, das Kinderkriegen dadurch primär eine Entscheidung darstellt und davon ausgegangen wird, dass nur eine naturalisierte Form des Kinderkriegens zu einem „eigenen“ Kind führt. Eine in den Interviews verbreitete Antwort auf diese Frage besteht in der Metapher der „biologischen Uhr“. So würden einige der sich als Frauen verstehenden Befragten die „biologische Uhr“ ticken hören (vgl. Trabmann 27; Seifert 63; Burkhard 45, 99, 133). Diese „biologische Uhr“ äußert sich Barbara Burkhard nach nicht allein in einem solchen inneren Ticken, sondern eben auch ganz praktisch darin, dass

Frauen früher zum Kinderkriegen bereit sind als Männer, was sich unter anderem darin zeige, dass Frauen, die schwanger sind, schon zwei Jahre zuvor davon gesprochen hätten, dass sie ein Kind bekommen möchten (vgl. Abs. 133). Ihrer Erfahrung und Einschätzung nach führt die „biologische Uhr“ dazu, dass Frauen prinzipiell früher dafür offen sind, ein Kind zu bekommen, während Männer mehr dafür tun, dass es nicht zum Kinderkriegen kommt, und daher einen größeren Fokus auf Verhütung legen (vgl. Abs. 141-143). Und sie selbst merke die „biologische Uhr“ daran, dass der Wunsch nach neuen Herausforderungen im Leben immer größer werde (vgl. Abs. 119). Diese „biologische Uhr“ sei wiederum allein in der Biologie der Frau begründet:

Also ich bin mir tatsächlich wirklich relativ sicher, dass eine Frau in ihrem Leben, man könnte es jetzt irgendwie den Hormonen unterstellen, aber ich glaube auch wirklich, dass es was Biologisches ist, also da bin ich irgendwie überzeugt von, so nach dem Motto, jetzt ist der Körper reif, und dass es so Signale, keine Ahnung, das ist so meine Hypothese, aber dass es so keine Ahnung so eine Art Signal, höchstwahrscheinlich hormonvermittelt sagt, okay, jetzt bin ich rein körperlich reif und dass man sich dann auch geistig damit, also davon bin ich überzeugt und daran glaube ich fest und so wird es auch bei mir sein, denke ich. Und damit einhergehend diese Angst, jetzt bin ich ja schon 30 und ich verpasse diese Reife. (Trabmann Abs. 61)

Es scheint, als sei die „biologische Uhr“ ein Trick der Biologie, welche eine eintretende Unfruchtbarkeit ausgleiche, indem biologisch als Frauen kategorisierte Personen ein „hormonvermitteltes Signal“ verspüren würden, wenn eine körperliche Reife eintritt bzw. verpasst werden könnte. So gewährleiste diese „biologische Uhr“, dass Frauen in einem bestimmten Alter die Entscheidung treffen, ein Kind zu kriegen, denn würden sie dieses Alter überschreiten, könnten sie eben kein „eigenes Kind“ mehr bekommen. Auf die medizinische Alternative, durch die eine solche biologische Grenze umgangen werden könnte, das Einfrieren von Eizellen, bezieht sich Karla Mertens: „ob ich das gut finde, ob das die Menschen nicht viel mehr quält“ (vgl. Abs. 65). Außerdem bleibt dabei eine Befruchtung durch den heterosexuellen Koitus aus bzw. würde es eine „künstliche“ Befruchtung nach sich ziehen, was eben nicht der vermeintlichen Natürlichkeit des Kinderkriegens entspreche. Es ist daher mehr eine Option für den Fall, dass der als normal und natürlich verstandene Vorgang bis zu einem bestimmten Zeit-

punkt voraussichtlich nicht eintreten wird, als eine Möglichkeit, die im Vorhinein verhandelt wird.

Die Entscheidung der Frau zum Kinderkriegen werde schließlich durch die Natur bestimmt und weniger durch sie selbst. Dies erkläre auch, warum „der Wunsch, Kinder zu bekommen, irgendwann [...] jede Frau [trifft]“ (Weinert Abs. 111). Die Naturalisierung der Entscheidung der Frau zum Kinderkriegen schließt somit an einen bestimmten, vermeintlich natürlichen Zeugungs-, Austragungs- und Gebärszusammenhang und die individualisierte Vorstellung des „eigenen“ Kindes an. Sie bietet eine Erklärung, warum die Frau diese Entscheidung in einer bestimmten Altersspanne trifft. Schließlich sei die „biologische Uhr“ eben natürlich gegeben und würde es ermöglichen und absichern, dass Kinder über die Befruchtung einer Eizelle durch eine Spermazelle in einem heterosexuellen Koitus entstehen. Und so würde es trotz der medizinischen Mittel und Wege dazu kommen, dass genau über diesen heterosexuellen Akt zwei Menschen, welche biologisch als Frau und Mann kategorisiert werden, „eigene“ Kinder kriegen. Dementsprechend erscheinen die biologischen Prozesse allein als Mittel, um die vermeintliche Natur und den vermeintlich individuellen Anspruch des Kinderkriegens umzusetzen. Die Diskussion über den Zeitpunkt gibt daher nicht allein Aufschluss über die soziale Lebensphase und die individuellen Lebensumstände der potenziellen Eltern, sondern legitimiert ebenfalls die Naturalisierung des Kinderkriegens durch die allgemein anerkannte Biologisierung der Entscheidung der Frau.

## 5.4 Wodurch wird die Entscheidung für das Kinderkriegen ausgelöst?

Der Zeitpunkt des Kinderkriegens wird in den Interviews entlang sozialisierter, individualisierter und biologisierter Kriterien ausgemacht. Dabei sei aber allein die „biologische Grenze“ eindeutig, unveränderbar, natürlich und stehe für alle Frauen gleichermaßen fest. Und durch die Biologie der Frau komme es eben auch genau in dem Zeitraum zur Umsetzung der positiven Entscheidung. Die Ausführungen darüber, weshalb die Entscheidung zum Kinderkriegen positiv ausfällt, ist eben-

falls dreigeteilt: in soziale Erwartungen, einen anscheinend individuellen Wunsch und einen angeblich natürlichen Trieb.

## Eine soziale Erwartung

Henrick Richter beschreibt eine äußere „Erwartungshaltung“, aus der sich wiederum ein „Wunsch“ entwickle, ein Kind zu bekommen (vgl. Abs. 129). Für ihn sind dementsprechend Erwartungen der Auslöser für die Entscheidung zum Kinderkriegen, denn mit ihnen sei man überall konfrontiert, in der Schule, bei den Eltern, durch die Medien (vgl. ebd.). Er stellt infrage, ob man sich „tatsächlich immer so freimachen kann von dem, was man so vorgemacht bekommen hat und gelernt hat“ (Abs. 135). Ganz ähnlich schildert es auch Lena Trabmann für Bekannte in ihrem Umfeld: „Und da war es dieses, ich habe jetzt einen festen Job, ich habe einen festen Partner, dann kriege ich ein Kind“ (Abs. 65). Und dieser „gesellschaftliche Zwang“ (ebd.) führe schließlich dazu, dass das Kinderkriegen auf „jeden Fall dazu[gehört], wenn man das jetzt als Lebensplan beschreiben könnte“ (Trabmann Abs. 9). Diesen Ausführungen schließt sich Alexander Gehrend in seiner Wortwahl vollkommen an, wenn er sagt:

Natürlich hat es schon einmal eine Rolle gespielt, aber eher als Zwang und weniger als möchte ich das, sondern das ist ja der gewohnte Weg, man muss ja ein Kind kriegen und Familie gründen und sonst was. Und ja, da befindet man sich ja auch in einem gewissen gesellschaftlichen Zwang, aber sich [dem] auszusetzen, das ist nicht der Weg, den ich gerne gehen möchte. (Abs. 63)

Aus dieser Perspektive ist das Kinderkriegen etwas gesellschaftlich Determiniertes, was sich als Zwang äußert, und darum durch so viele der Gesellschaftsmitglieder umgesetzt wird. Der „gesellschaftliche Zwang“ bestehe darin, dass es „normal ist irgendwie so, dass man Kinder kriegt“ (Heintz Abs. 84), und normal sei es wiederum, weil es anerzogen sei. Die Norm übe den Zwang aus, denn wenn alle Kinder kriegen, dann müsse man dies auch tun oder erlebe soziale Sanktionen, wenn man kinderlos bleibe. Aber das sei nach Rudolf Karsten kein bewusstes Abwägen, sondern einfach selbstverständlich: „Genau, wie ich bei mir auch beschreiben würde, klar Kinder kriegen ist normal,

macht man irgendwann. [...] man kennt es einfach so und das wird so angenommen und nicht hinterfragt“ (Abs. 63). Maximilian Heinrich dagegen spricht nicht nur davon, dass das Kinderkriegen normal sei und deswegen nicht hinterfragt werde, es sei vielmehr „durch seine Vorgeschichte, durch seine Erziehung indoktriniert, dass es ganz normal dazu gehört eine Familie zu haben, Familie mit Kindern, und natürlich sitzt das auch ganz tief bei mir im Hinterkopf drin, dass ich dort Kinder haben werde“ (Abs. 11). Seinen Ausführungen nach existiere eher eine Vorstellung von Familie, welche durch Manipulation gesetzt sei. Die positive Entscheidung zum Kinderkriegen sei demnach tatsächlich gar keine Entscheidung, sondern die selbstverständliche, alternativlose Entsprechung der Norm, einer bestimmten Idee von Familie. Im weiteren Verlauf hebt er aber auch hervor, dass mit der Zeit immer mehr Alternativen deutlich würden, da sich die Gesellschaft zunehmend öffne (vgl. Abs. 73). Das Kinderkriegen aber sei einfach „komplett in unserer Soziologie verankert“ (ebd.),

[w]eil jeder kennt das so halt, jedes von uns Kindern wusste ganz genau, wir haben Mutter, Vater und wir sind das Kind. Und dort war natürlich auch ganz klar, dass wird bei uns auch irgendwann so sein. Da gab es überhaupt keine Fragen. Da hat man sich überhaupt noch keine Gedanken drüber gemacht. Da hat man auch noch Mutter, Vater, Kind im Kindergarten gespielt. (Heinrich Abs. 67)

Was sich in diesem Zitat bereits andeutet, wird durch weitere Befragte unterstützt: Ein wesentlicher Auslöser sei die Familie, in der man aufgewachsen sei. Schließlich hätten die eigenen Eltern ein Kind bekommen, und das Kinderkriegen sei damit „wahrscheinlich aus der Familie so mitgegeben“ (Heintz Abs. 14). Sebastian Mirokovic beschreibt dementsprechend, dass „es dir ja auch noch vorgelebt wird in der Öffentlichkeit oder im Familienkreis“ (Abs. 229). So sei der Auslöser des Kinderkriegens, dass um einen herum so viele Menschen Kinder bekämen und immer bekommen hätten. Barbara Burkhard wird noch konkreter, denn sie möchte Kinder bekommen, da sie Liebe geben will und diese Liebe hat sie „einfach von meiner Mom so ein bisschen mitbekommen. Also ich glaube auch so Herzenswärme kommt so aus dem Elternhaus, wie man das erfahren hat und wie man das weitergibt“ (Abs. 59). In ihrem Beispiel ist nicht nur das Kinderkriegen durch die Familie erlernt und normal, sondern die Familie ist der ganz direkte

Auslöser, warum sie ein Kind haben will. Dass sie ein Kind kriegen wolle, beruhe auf einer anscheinend persönlichen Eigenschaft, welche sie erlernt habe, und weniger auf der Orientierung an einer Norm. Ähnlich ist es bei Linda Weinert, welche immer eine große Familie um sich herum hatte und diese mit „Geborgenheit und Sicherheit“ (Abs. 131) und ausschließlich Positivem verbindet „und deswegen ist es für mich auch einfach eine Selbstverständlichkeit, dass ich später einmal Kinder haben will und Familie und wir auch einfach einen großen Familienzusammenhalt haben“ (ebd.).

Doch wird durch die Interviewten der Auslöser für die positive Entscheidung zum Kinderkriegen nicht allein in der Familie gesehen. Denn auch durch Geschichten, welche einem im Kindesalter vorgelesen worden seien, sei man schon immer mit der „glücklichen Familie“, mit „Papa- und Mama-Bär“ konfrontiert, oder der nicht leiblichen, böartigen Stiefmutter (vgl. Heinrich Abs. 75). So ist es schon früh nicht nur normal, ein Kind zu bekommen, sondern es ist auch vorgegeben wie man ein Kind bekommt, um gute Eltern zu sein, denn der bösen Stiefmutter steht eine liebende leibliche Mutter gegenüber. Während solche Geschichten einem als Kind vorgelesen worden seien, seien es im späteren Alter die Medien, die solche Bilder transportierten und vermittelten (vgl. Richter Abs. 129; Karsten Abs. 168).

Für einige der Interviewten ist das Kinderkriegen so selbstverständlich, dass die Frage, wodurch diese Entscheidung ausgelöst wird, für sie gar nicht nachvollziehbar erscheint. Martin Weinert reagiert eher überfordert auf die Frage, ob er einen Auslöser kenne: „Ehrlich gesagt nicht, da habe ich keine Erklärung, da habe ich aber, um ehrlich zu sein, auch noch nicht drüber nachgedacht“ (Abs. 108). Er versucht dann zwar auf Nachfrage, eine Antwort herzuleiten, aber betont direkt erneut:

Man fragt sich halt bei so, ich frage mich bei so selbstverständlichen Dingen gar nicht so richtig, woher das kommt. Deswegen habe ich wahrscheinlich so Probleme mit der Frage also, also nicht Probleme mit der Frage, sondern eher mit der Antwort. Ich kann nichts sagen bei, bei so einer Sache, die so gewissermaßen feststeht sozusagen. (Abs. 110)

Auch Rudolf Karsten kann keinen Auslöser nennen, denn „dieses Kinderkriegen war schon immer irgendwie da gewesen“ (Abs. 169). Somit wird die Frage nach einem Auslöser für eine positive Entscheidung

zum Kinderkriegen nichtig. Obwohl Rudolf Karsten nicht erklären kann, was für ihn für das Kinderkriegen sprechen könnte, „ist es halt doch irgendwie immer noch so ein unterschwelliges, ja doch eigentlich dann schon“ (ebd.). Auf die Frage, in welchen Momenten sie sich mit der Frage nach dem Kinderkriegen konfrontiert sehen, fällt ihnen die Antwort deutlich leichter. Ähnlich wie bei den bereits herangezogenen Zitaten steht dabei das soziale Umfeld bzw. die Familie im Fokus.

### **Sozialer Druck durch die Familie und den Freundeskreis**

Nach Karla Mertens ist „der Hauptauslöser“ (Abs. 93) dafür, sich mit dem Kinderkriegen zu beschäftigen, wenn das soziale Umfeld das auch macht, „also wenn mir wieder jemand erzählt, er ist schwanger, ja, oder eigentlich, oder wenn jemand ein Kind kriegt oder wenn Leute sagen, sie denken darüber nach, das sind eigentlich die Hauptauslöser“ (ebd.). Je mehr Personen im Umfeld Kinder bekommen oder darüber nachdenken würden, desto eher denke man selbst drüber nach, versuche, es sich vorzustellen, oder merke eventuell, dass genau das einem fehle (vgl. Saalbach Abs. 130, 176; Richter Abs. 11; Karsten Abs. 105, 149; Weinert Abs. 187, Mertens Abs. 21; Trabmann Abs. 14, 32; Weinert Abs. 177). Doch werde die Entscheidung zum Kinderkriegen eben nicht nur angeregt, sondern man werde auch unter Druck gesetzt (vgl. Seifert Abs. 141; Mertens Abs. 111), sodass man, wie es Martin Weinert beschreibt, denke: „Guck mal die und die und dann bin ich vielleicht die Letzte“ (Abs. 124). Dieser Gedanke schließt an die Beschreibung einer bestehenden Norm des Kinderkriegens an, deren Erfüllung Wettlaufcharakter annehmen könne (vgl. Heinrich Abs. 63) und deren Nicht-Erfüllung sozial sanktioniert werde. So bemerkt Karl Steiger bereits einen Ausschluss aus seinem Freundeskreis im Studium, da er kein Kind hat. Es ergebe sich ein erster Anreiz, ein Kind zu bekommen, um nicht ausgeschlossen zu sein, denn „wenn ich jetzt ein Kind hätte, dann könnte ich wieder mitreden“ (Abs. 52). Der einzige Befragte, der sich davon unberührt zeigt, ist Alexander Gehrend. Er hebt hervor: „[...] in unserem Freundesumfeld kriegen gerade eine ganze Menge Leute Kinder, aber das ist jetzt auch nichts, was mit mir persönlich zu tun hat. Beschäftige ich mich nicht mit“ (Abs. 9). Da er dies jedoch

trotz mehrfacher Nachfrage nicht weiter ausführt, lässt sich nur vermuten, dass es mit der Art und Weise des Kinderkriegens zusammenhängt. Er schließt für sich einen heterosexuellen Koitus gänzlich aus, weshalb Kinderkriegen eher über eine Adoption für ihn infrage kommt (vgl. Abs. 23), doch diese Form unterscheidet sich eventuell von dem Kinderkriegen anderer Personen in seinem Umfeld, weshalb ein fehlender Vergleich mit Personen in seinem Umfeld die Auseinandersetzung mit der Thematik des Kinderkriegens nicht auslöst.

Einen sozialen Druck beschreiben die Interviewten explizit, der von der eigenen Familie ausgehe. Tina Seiferts Mutter etwa hatte in Tinas Alter schon ein Kind und sie geht daher davon aus, dass Tina auch schon ein Kind haben könnte, wodurch sie Tina Seifert „unterbewusst ein bisschen unter Druck“ setze (Abs. 135). Auch Sebastian Mirokovic werde die Frage nach dem Kinderkriegen „permanent von Großmüttern und Tanten und Müttern, hauptsächlich von der Seite entgegengebracht“, weshalb er auch mehr darüber nachdenke (Abs. 72). Es sei anscheinend „offensichtlich, dass es auch einen gewissen familiären Druck gibt, sage ich mal so. Man muss dort, man muss dann auch liefern“ (Gehend Abs. 73). Doch vordergründig wird Druck in den Erzählungen der Interviewten dadurch ausgeübt, dass Eltern ihre Enkelkinder oder Großeltern ihre Urenkelkinder erleben wollten. Einige der Interviewten schildern, wie sie von Familienmitgliedern direkt darauf hingewiesen würden, dass sie doch Kinder kriegen sollten, weil jene Enkel- oder Urenkelkinder haben möchten (vgl. Trabmann Abs. 24; Karsten Abs. 207; Weinert Abs. 233-235). Bei Maximilian Heinrichs Großmutter väterlicherseits gebe es „kein anderes Thema. Sie möchte Uroma werden und ich bin ihr einziger leiblicher Enkel. Also das kriege ich jedes Mal zu hören“ (Abs. 113). Dies setze ihn unter Druck (vgl. Abs. 115), denn dabei „wird einem bewusst gemacht, dass man irgendwo was verpasst, oder hinterher ist und man aufholen muss. So wird es dann halt von der Gesellschaft, so wird man dann aus dieser Richtung dann wird man ein bisschen gepusht“ (Abs. 117). Lena Trabmanns Partner werde sogar jedes Jahr zu seinem Geburtstag von seinem Großvater angerufen, der ihn darauf hinweise, dass er sich um Kinder kümmern solle, aber auch seine ganze Familie stimme in den „Tenor“ ein (vgl. Abs. 16). Für Lena Trabmann ist jedoch auffällig, dass alle in der Familie außer diesem Großvater immer nur sie darauf ansprechen



und eben nicht ihren Partner, „wo ich denke, das ist doch euer Sohn, warum denn immer die Frau und das ärgert mich richtig [...]. [...] nur weil ich die Frau bin“ (ebd.). Interessant ist, dass sie die Erfahrung gemacht hat, dass ihr als Frau explizit die Erwartung entgegengebracht wird, ein Kind zu kriegen. Im Gesamtkontext des Interviews nennt sie dafür einen möglichen Grund, denn die Familie ihres Partners gehe davon aus, dass sie keine Kinder kriegen wolle, da das ihrer angestrebten Karriere als Ärztin entgegenstehe (vgl. Abs. 18).

Während in einigen Zitaten das Kinderkriegen als etwas Zwanghaftes, Selbstverständliches, im Vorhinein Festgelegtes und Alternativloses erscheint, wird im Kontext des Einflusses anderer immer wieder betont, dass man sich selbst entscheiden müsse und eben nicht beeinflussen lassen dürfe.

Also man sollte sich nicht davon aufhalten oder da rein drücken lassen, dass die Eltern dann Kinder wollen oder nicht. Ich denke, das muss jeder für sich selber entscheiden. Und je nachdem, ob die das dann gut oder scheiße finden, hm, na ja, mir persönlich ist das egal, also nicht egal, aber zumindest das sollte jeder selbst bestimmen können. (Richter Abs. 121)

## **Der Kinderwunsch: eine vermeintlich individuelle Entscheidung**

Auch wenn das Kinderkriegen den Ausführungen in den Interviews nach eng verwoben scheint mit der Vorstellung über das Normale, einem gesellschaftlich anerkannten Lebenslauf, der stetigen Konfrontation mit Familienbildern schon ab der Kindheit und einem sozialen Druck durch das soziale Umfeld, sei es dennoch eine hoch individuelle und persönliche Entscheidung, die man allein für sich bzw. als Paar treffen müsse. Dementsprechend betont Tina Seifert, dass sie sich von solchen Erwartungen nicht beeinflussen lasse: „Nö, das muss man dann halt wollen“ (Abs. 53). Das anscheinend individuelle Wollen eines Kindes drückt sich in den Interviews permanent in dem Begriff des „Kinderwunsches“ aus (vgl. Trabmann Abs. 68; Saalbach Abs. 30; Weinert Abs. 15, 271; Burkhard Abs. 9, 21; Heinrich Abs. 13, 61; Mertens 109, 113; Mirokovic Abs. 40).

Und ähm, in dem Wunsch oder Nicht-Wunsch, Kinder zu kriegen, schwingen so zig viele Faktoren mit. Umwelteinflüsse beziehungsweise Einflüsse auf mich, was meine ich jetzt damit? Das heißt in welcher Situa-

tion bin ich gerade, und da gibt es auch wieder tausend Sachen, psychologisch, soziologisch, äh in welcher Beziehung, äh in welchem Job, mit viel Mitteln äh, wie potent bin ich da, äh also auf das Geld jetzt bezogen, äh und äh, Wohnsituation et cetera pp. Gibt ja so viele Sachen, die da mit rein zählen. Und dann natürlich gibt es ja auch immer die persönliche Einstellung dazu. Und in dieser persönlichen Einstellung ja, da ist schon, ist halt natürlich der tief verankerte Wunsch, das stimmt schon. (Heinrich Abs. 27)

Obwohl in dem Interview mit Maximilian Heinrich nicht immer eindeutig ist, ob dieser Wunsch ein individueller oder gesellschaftlich „indoktriniertes“ ist (vgl. Abs. 11), führt er ihn in diesem Zitat auf seine persönliche Einstellung zurück, die einen starken Einfluss auf das Kinderkriegen habe. Barbara Burkhard stellt zusätzlich heraus, dass sich das Motiv zum Kinderkriegen historisch verändert hat. Früher habe man möglichst viele Kinder bekommen, „die in der Rentenzeit dann für die Eltern aufkommen“ sollten, aber heute habe sich das „gerade in unserer westlichen Welt eher zu einem emotionalen ähm Bedürfnis gewandelt. Also dass man eher weniger Kinder bekommt, aber dann mehr eine emotionale Bindung aufbaut“ (Abs. 133). Demzufolge scheinen an die Stelle rationaler oder finanzieller Überlegungen zum Kinderkriegen ein emotionales Bedürfnis bzw. ein Kinderwunsch gerückt zu sein. Und dieses Bedürfnis oder dieser Wunsch seien persönlich und hochgradig individuell. Tina Seifert weiß, dass sie „auf jeden Fall irgendwie Kinder haben will, [...] ich bin halt gerne, ich mag Kinder halt“ (Abs. 47) und „ich mag ja auch so, weiß ich nicht, Spiele und so, spiele ich ja auch gerne und ja ich mag halt auch so Kindersachen“ (Abs. 43). Dennoch will sie mit dem Kinderkriegen warten, bis sie ein Bedürfnis danach hat, „mit einem Kind zusammenzuleben und sich darum zu kümmern“ (Abs. 91-93) oder einfach das Bedürfnis nach „Abwechslung“ (Abs. 35). Dass dieses Bedürfnis irgendwann kommt und sie dann unbedingt ein Kind haben will, würde sie aus der Intuition heraus wissen (Abs. 245-247). Auch Linda Weinert weiß, dass sie Kinder haben will und wünscht sich diese für ihre Zukunft, denn „ich liebe Kinder einfach total, ich weiß das einfach, ich brauche das“ (Abs. 19). Der Kinderwunsch kann sich aber auch darin ausdrücken, dass man gebraucht werden will, wie es Lena Trabmann beschreibt (vgl. Abs. 68).

Wodurch dieser Kinderwunsch geweckt wird, scheint für die Interviewten recht klar zu sein. Es sind die „Erfahrungen [...] mit kleinen Kinder[n], die sehr schön sein können, dann klar, denkt man sich halt schon auch, dann, dann ja, träumt man halt auch weiter“ (Mirokovic Abs. 116). Wenn man folglich schöne, positive Erfahrungen mit Kindern mache, dann werde man auch ein Kind bekommen wollen und entwickle einen Kinderwunsch (vgl. Heinrich Abs. 55; Burkhard Abs. 65; Saalbach Abs. 281-283; Seifert Abs. 48-51). Während positive Erfahrungen den Kinderwunsch auslösten, drücke sich der Kinderwunsch auch dadurch aus, dass man eben genau dieses „Zusammensein mit Kindern als positiv [empfinde]“ bzw. „alle Kinder süß [finde]“ (Mertens Abs. 117). Ob positive Erfahrungen den Kinderwunsch nun auslösen oder man Erfahrungen mit Kindern als positiv wahrnimmt, weil man einen Kinderwunsch hat, bleibt ungeklärt. Diese Frage erscheint jedoch auch irrelevant, da abschließend weder die Erfahrung noch der Wunsch die tatsächlichen Auslöser des Kinderkriegens seien.

### **Der Kinderwunsch als „Natur der Frau“**

Rudolf Karsten erzählt von einer intensiven Erfahrung mit einem kleinen Kind:

Ich habe da ein Beispiel, als ich fertig war als Zivi, bin ich noch auf so eine Kinderfahrt mitgefahren. Und da, ich weiß nicht mehr, wie sie hieß, aber die konnte abends irgendwie nicht pennen und ich habe ihr Geschichten erzählt und die hatte sich so an meinem Arm festgehalten, und ist dann während des Geschichtenerzählens eingeschlafen. Ich werde in meinem Leben nie vergessen, wie dieser Griff locker, loser wurde und die Hand von meinem Arm runtergerutscht ist und so ein kleines, ich weiß nicht, 2 oder 3 Jahre, Mädchen einschläft. Da ist mir ein kalter Schauer den Rücken runter gefahren. [I: Weil es so schön war?] Ja genau, weil es so überwältigend schön in dem Moment war. Und das sind alles Sachen, die man sich überhaupt nicht vorher ausmalen oder vorstellen kann, wenn man a nicht mit Kindern zu tun hat und die nicht so sehr oder bei mir jetzt nicht so präsent sind, wenn ich an Kinder denke, so diese vielen schönen Momente. Die dann aber auf jeden Fall da mitschwingen und da mitkommen. (Abs. 125)

Um zu erklären, warum er diese Situation als „überwältigend schön“ wahrnimmt, führt er einen „biologische[n] Erklärungsansatz“ an,

denn dabei werde etwas „vom Körper ausgeschüttet“, was „einfach so ein Gefühl“ (Abs. 127) erzeuge. Demnach sei durchweg biologisch bestimmt, was als positive Erfahrung erlebt werde und was nicht. „Kinder sind ja süß“ (Mertens Abs. 61) und das „Kinderlächeln, was die Mutter-Natur erfunden hat“ (Richter Abs. 95), „[d]a wird dann der Schalter umgelegt zu Glücksgefühlen im Hirn und dann läuft das“ (ebd. Abs. 97). Doch nicht nur die Einschätzung der Erfahrung mit Kindern wird biologisiert, sondern auch der Kinderwunsch an sich. Nach Karla Mertens ist der Kinderwunsch zum Beispiel „der starke genetische Wunsch, sich fortzupflanzen und eine glückliche Familie zu haben“ (Abs. 109), ein Wunsch, der sich Tina Seifert nach „aus biologischer Sicht [...] irgendwann ergibt. Dass man dann so halt das Bedürfnis entwickelt, ab einem bestimmten Alter“ (Abs. 55). Und für Lena Trabmann ist es fast unerklärlich, warum junge Frauen schwanger werden, denn da ticke ja die „biologische Uhr“ nicht. Sie stellt eine Vermutung an, aber es fällt ihr schwer, sie zu erläutern – „ja das ist schwierig“ (Abs. 68) –, weil sie in diesem Kontext die „biologische Uhr“, eine auf die Natur zurückgeführte Erklärung, ausgeschlossen hat und ihr anscheinend keine andere bekannt ist.

Diese Ausführungen zum Kinderwunsch als biologisierte Entität schließen an das naturalisierte Verständnis des Kinderkriegens als des Kriegens eines „eigenen“ Kindes über einen bestimmten Zeugungs-, Austragungs- und Gebäarkomplex an. Um dies zu gewährleisten, ticke schließlich die „biologische Uhr“. Es würden Hormone ausgeschüttet, die bewirkten, dass die Frau eben genau diesen Kinderwunsch entwickle. Der Kinderwunsch sei dementsprechend etwas Weibliches, denn er komme zwar

bestimmt auch bei einigen Männern [vor], aber ich glaube, häufig kommt das bei Männern, wenn sie dann Vater werden. So dieses, oh okay, ich habe was Tolles geschaffen und ich will dem Kind was geben, ich kann das lieben und ich werde dann geliebt. Aber ich glaube, die würden nicht sagen, ich brauche jetzt unbedingt ein Kind und so, also die würden dann sagen, ja, Kinder sind schön und ich will auch mal ein Kind. Aber die müssen sie ja auch nicht austragen. Ja, die haben das Glück, halbwegs unbeteiligt zu sein. Also ich glaube, Männer kriegen auch irgendwann Kinderwünsche, aber ich glaube in einem ganz anderen Maße. Ich glaube, denen wird das erst bewusst, dass sie einen Kinderwunsch hatten, wenn sie dann auch Kinder haben. Und das so direkt erleben. (Weinert Abs. 271)

Diesen Wunsch begründet Linda Weinert mit der vermeintlichen Natur der Frau, denn der Mann „wird ja nie das erleben, was eine Frau erlebt“ (Abs. 287-289). Sie geht dementsprechend davon aus, dass alle Frauen Kinder zeugen, austragen und gebären können und daher auch davon, dass „jede Frau“ irgendwann den Kinderwunsch verspürt (Abs. 269). Karla Mertens erklärt den Kinderwunsch etwas anders, aber dennoch als etwas prinzipiell Weibliches. Es gebe

„die biologische Daseinsberechtigung [...] sich fortzupflanzen [...] und bei den Leuten äußert sich das halt als Wunsch. [...] Also das ist auch einfach ein starker Trieb so dieses Mutter sein wollen. Ein genetischer Trieb, das ist einfach eine natürliche Sache, glaube ich.“ (Abs. 113)

Der Kinderwunsch äußere sich bei Menschen als ein individueller Wunsch nach einem Kind, sei aber ein genetischer Trieb, um den Sinn menschlichen Lebens zu erfüllen, nämlich sich fortzupflanzen. Doch sei es ein konkreter Trieb, ein Trieb Mutter sein zu wollen, folglich explizit der Wunsch einer Frau, da nur sie entlang des Verständnisses eines vermeintlich natürlichen Kinderkriegens Mutter werden könne (vgl. Heintz Abs. 46). Der Kinderwunsch wird demnach als ein weiblicher beschrieben, einer, den jede Frau haben, aber kein Mann ähnlich empfinden könne. Daran anknüpfend habe die Frau zusätzlich noch einen Instinkt, weshalb sie schon während der Schwangerschaft, aber auch nach der Geburt wisse, „was gut für das Kind ist“ (Burkhard Abs. 145), und sich „so eine Wärme“ (Weinert Abs. 269) zwischen der Mutter und dem Kind entwickle.

Der Kinderwunsch stellt für die Interviewten demnach eine explizit weibliche Form des anscheinend grundlegenden Auslösers des Kinderkriegens dar, eine weibliche Form des vermeintlich natürlichen Triebes.

## **Der „natürliche Trieb“ des Kinderkriegens**

Der grundlegende Auslöser des Kinderkriegens ist für die Interviewten ein natürlicher Trieb. Es sei ein „Fortpflanzungstrieb“ (Saalbach Abs. 267), der ein „tief menschlicher“ sei und den „jede Spezies“ habe (ebd.), oder „ein Trieb, der halt aus der Evolution übrig geblieben ist“ (Mirokovic Abs. 172). Und mit diesem Trieb gehe auch ein Instinkt

einher, der vererbt sei und durch welchen man zum Beispiel wisse, dass „ich das Kind mit dem Kopf nach oben halte und nicht mit dem Kopf runter an den Beinen, ohne dass ich es niemals vorher gesehen habe, ohne dass man jemals eine Puppe gesehen hat“ (Steiger Abs. 117). Dies sei „genetisch biologisch vererbt“, eine „Veranlagung“ „wie so ein Samenkorn, das sprießt, und dann wird es ein Baum“ (ebd.). Diese Ausführung macht deutlich, wie stark eine naturalisierte Erklärungsstrategie herangezogen wird. So sei nicht allein das Kinderkriegen an sich, sondern auch der Kinderwunsch und jedes Verhalten des Menschen durch die Natur, durch einen Trieb oder Instinkt bestimmt und biologisch, primär hormonell, vermittelt.

Über solche Naturalisierungen schließen die Interviewten auftretende Erklärungslücken, welche sonst herrschende Normen und Kategorien dekonstruieren würden. Katrin Saalbach betont, dass der Trieb eine „theoretische Überlegung ist, wo ich keine Ahnung habe, wie der sich praktisch äußert“ (Abs. 277), aber „etwas muss ja eigentlich auch so eine komplette Spezies haben, damit sie sich erhalten kann. Das muss ja irgendwie da sein“ (ebd.). Sie sucht förmlich nach einer Erklärung, weil es anscheinend einer Erklärung bedarf, und auch wenn sie nicht weiß, wie sich dieser Trieb äußert, bleibt er für sie die einzige Möglichkeit. Doch nicht nur auf einer abstrakten und generellen Ebene sucht sie eine Erklärung und zieht dafür diesen Trieb als Naturalisierung heran. Sie kann ohne den Bezug zur Natur auch nicht erklären, warum sie selbst in der Zukunft ein Kind will. „Na irgendwoher muss ja irgendwie das kommen, dass ich es doch als Option betrachte. Ja, vielleicht ist das auch irgendwie, ein komischer Trieb, sich fortzupflanzen, der dann jetzt auch irgendwie eine Substanz kriegt, dass ich mir das vorstellen kann“ (Abs. 289). Folglich liege es „in der Biologie des Menschen, sich vermehren zu wollen oder Kinder haben zu wollen“ (Mertens Abs. 61). Es seien „Automatismen“, welche einen biologischen Ursprung hätten, erklärt Rudolf Karsten (Abs. 130f.).<sup>17</sup> Insofern

17 Rudolf Karsten ist der Einzige, der das Kinderkriegen von Menschen als kulturspezifisch, somit uneinheitlich beschreibt. Er könne deshalb nur für „den Kulturkreis“ sprechen, denn es gebe auch Sprachen, „die haben keine Worte für Mutter und Vater“ (Abs. 133). Einen solchen kulturellen Unterschied führt er auf Verhaltensweisen zurück, aber auch auf Hormone (ebd.). Dass er in Erwägung zieht, dass ver-

ist das Kinderkriegen für die Interviewten nicht nur natürlich und selbstverständlich, sondern die Natur des Menschen an sich. Denn

als Lebewesen ist es halt so mit einprogrammiert. Das ist so eins der Dinge, die so normal sind. Also Kinderkriegen gehört für mich dazu wie essen, schlafen, Stoffwechsel allgemein und Kinderkriegen halt und großziehen, das zählt für mich zusammen. Nur dass du halt essen, das machst du mehrmals täglich und Kinderkriegen machst du paar mal im Jahr oder paar mal im Leben, drei, vier mal oder ein, zwei mal, kommt dann so ein Kind. (Abs. 100)

Das Kinderkriegen gehöre folglich zum Leben als Mensch, als Wesen dazu, denn Fortpflanzung sei ein „Kennzeichen des Lebens“, wie es Karl Steiger im Schulunterricht gelernt habe (Abs. 105). Es sei der natürliche Lauf der Dinge, denn „[u]nsere Eltern haben uns geboren und ihre Eltern haben sie geboren, das ist die Natur [...]“ (Linda Weinert Abs. 279). Man wisse „woher man kommt und wo man hingehet“ (Mirokovic Abs. 134), folglich auch, dass man geboren worden ist und sterben wird. Und deswegen bekomme man auch selbst Kinder, um diesen Kreislauf zu erhalten, und genau das sei „halt das Ziel unseres Daseins“ als Lebewesen (Weinert Abs. 128).

## 5.5 Der „Erhalt der Art“ und des Individuums

Das Kinderkriegen sei die Natur des Menschen und allen Lebens auf der Welt. Daher sei das Kinderkriegen der „Sinn des Lebens“ oder zumindest mit dem „Sinn des Lebens“ verknüpft (vgl. Mirokovic Abs. 140; Richter Abs. 43; Mertens Abs. 61). Auch in diesem Kontext gehen naturalistische und individualistische Erklärungsstrategien Hand in Hand. So sei es die Natur des Menschen, auf anscheinend natürlichem Weg Kinder zu bekommen, um den „Erhalt der Art“ zu gewährleisten, aber dies sei keine hinreichende Erklärung für die vermeintlich individuelle Entscheidung zum Kinderkriegen. Die Natur mache es vielmehr möglich, dass „eigene“ Kinder bekommen werden könnten, und über diese „eigenen“ Kinder könne das Individuum et-

---

schiedene Kulturen unterschiedliche Hormone ausbildeten und, daran geknüpft, dass sich Kinderkriegen anders ausgestalte, verdeutlicht die hochgradige Naturalisierung.

was von sich weitergeben. So werde über die Natur des Kinderkriegens der „Erhalt des Individuums“ im „eigenen“ Kind erst möglich.

## Die Natur als Grundlage des „Selbsterhalts“

Karla Mertens erklärt, dass das Kinderkriegen die „biologische Daseinsberechtigung“ ist, da eben der Grund des Lebens in der Fortpflanzung liegt (Abs. 113). Schließlich seien die „Natur des Menschen“ oder der „Sinn des Lebens“ der „Arterhalt“ (vgl. Abs. 59; Steiger Abs. 109; Hoffmann Abs. 111; Weinter Abs. 108, Burkhard Abs. 135). Es sei „kein bewusster Grund, aber der ist bei allen latent vorhanden“ (Karsten Abs. 213) und über den angeblich natürlichen Trieb, den auch jeder Mensch habe, drücke er sich aus (vgl. Burkhard Abs. 135). Karl Steiger fasst das zusammen, indem er herausstellt, dass das Kinderkriegen zum Leben gehört,

weil das irgendwie ja so das Leben ja ausmacht irgendwie so, also wir können ja nicht alle auf die Welt kommen und wenn wir alle jetzt keine Kinder kriegen würden, dann würden wir alle sterben. Dann ist der ganze Planet leer, dann sieht alles hier doof aus. Also dann war es das mit den Menschen, oder auch den Tieren und so, also das ist doch irgendwie Natur oder so, weiß ich nicht. (Abs. 107)

Und diese Natur drücke sich nicht nur darin aus, dass Menschen Kinder kriegen wollten und könnten, sondern auch das Schützen von Kindern sei „Teil von Arterhaltung“, was aus dem „Genpool“ resultiere (Karsten Abs. 129). Und so sei

Schwanger-Sein auch nicht dasselbe Denkmuster wie das, was wir haben, wenn wir hier so sitzen. Weil da ist dann irgendwie Kinder retten, wieder auch Arterhaltung, also ich kenne auch einfach den Fall von jemandem, der schwanger, ungewollt schwanger geworden ist und dann kurz vor der Abtreibung so ein, oh was mach ich da eigentlich, und dann so ein hin- und hergerissen sein ist. (ebd. Abs. 185)

Die Ausführungen zum „Erhalt der Art“ stehen am Ende einer hochgradig naturalisierten Erklärungsstrategie. Diese vermeintliche Begründung scheint aber als Erklärung für das Kinderkriegen als individuelle Entscheidung nicht ausreichend. So schließt Martin Weinert aus, dass sein Kinderkriegen ein „großer Beitrag“ zum Erhalt der



Menschheit ist (vgl. Abs. 140). Die Interviewten kriegen ihren Erzählungen nach keine Kinder, um den „Arterhalt“ zu gewährleisten, sondern aus individuellen Gründen. Demnach ist es eben nicht das Kriegen irgendeines Kindes, sondern es geht ihnen um das Kriegen eines „eigenen“ Kindes. Der „Arterhalt“ könnte, unabhängig davon, wie die Zeugung abgelaufen sei oder wer die genetischen Eltern seien, gewährleistet werden. Es sei egal, ob das Kind durch einen medizinischen Eingriff gezeugt werde oder ob es bei Menschen aufwächst, die es nicht gezeugt hätten. Doch genau diese Aspekte werden relevant, weil es dem Individuum eben nicht primär um den „Arterhalt“ geht.

Der „Selbsterhalt“ steht im Fokus der Ausführungen, denn es soll ein „eigenes“ Kind bekommen werden, da nur dieses in der Lage wäre, etwas von einem selbst zu übernehmen und man daher nur über dieses „eigene“ Kind etwas von sich hinterlassen könne. Es bleibe förmlich mit dem „eigenen“ Kind nach dem Tod etwas von einem selbst auf der Welt. So wollen die Interviewten mit dem Kinderkriegen „was Bleibendes in der Welt [...] hinterlassen von sich“ (Saalbach Abs. 265), so dass, „wenn das Leben dann plötzlich aufhört“ (Seifert Abs. 113), nicht „alles mit einem zu Ende“ (ebd. Abs. 109) ist, sondern „dass noch was auf Erden bleibt von mir“ (Weinert Abs. 141). Es geht ihnen darum, dass mit dem „eigenen“ Kind etwas von ihnen selbst nach dem Tod noch Bestand hat (vgl. Heintz Abs. 14; vgl. Burkhard Abs. 133), sie folglich erhalten bleiben würden. Dies sei allein durch das „natürliche“ Kinderkriegen möglich.

## Wenn du gestorben bist, werden sich deine Kinder an dich erinnern

Was ich vorhin mit den Großeltern meinte, dass man dann eher, dass es besser ist, wenn man da noch eine jüngere Generation um sich hat, dass man sieht, dass es weitergeht. Kann ich mir vorstellen, dass das auch bei mir auch so sein wird. Und dann wenn man 60, 70, 80 ist und dann seine Enkel sieht, dass man dann sieht, dass man seine Fußspuren hinterlassen hat. (Weinert Abs. 132)

Es ist nach Martin Weinert einfacher zu altern und zu sterben, wenn man weiß, dass die Familie weiter besteht und man die nächste Familiengeneration noch aufwachsen sehen kann und der „Kreislauf“ des Lebens nicht mit einem selbst endet (Abs. 42). Linda Weinert will, dass

sich „die Familie [...] auch weiter fortsetzt“ (Abs. 137), sie will nicht nur zusehen, wie andere das tun. Für sie geht mit der Fortsetzung der Familie auch der Erhalt von Familienwissen oder der Familiengeschichte einher. Sie trauert um ihre Großmutter, die die Familiengeschichte gepflegt hat (Abs. 147). Und das wünscht sie sich für sich selbst auch: ihre Familie fortzusetzen und die „Familiengeschichte zu kennen und auch weiterzugeben“ (Abs. 141). Sebastian Mirokovic erzählt, dass seine Großmutter auch immer älter wird und ihre „Enkelkinder doch nochmal kennenlernen will, und sehen will, keine Ahnung, aus welchen evolutionären Gründen auch immer, sehen will, dass das, das halt, dass irgendeine Linie wahrscheinlich weitergeführt wird“ (Abs. 86). Es geht in diesem Zitat zwar nicht um den „Erhalt der Art“, aber auch der „Erhalt der Familie“ sei angeblich natürlich und evolutionär gewachsen und mache es möglich, dass Wissen über Generationen weitergegeben werden könne, Wissen zur eigenen Existenz. Wenn man jedoch die Familie nicht fortführe, nichts von sich weitergeben könne, dann würde man allein sterben und nichts von einem selbst würde erhalten bleiben. Die Vorstellung von Mario Heintz ist, dass man „einsam irgendwie werden könnte [...] im Lebensalter, wenn man irgendwie keine Kinder hat“ (Abs. 14). Dem schließt sich Tina Seifert an und ergänzt, dass dann „Kinder doch schon ganz schön [sind], die man halt auch, also Familie ist generell halt ganz schön“ (Abs. 107). Diese Angst vor der Alterseinsamkeit beschreibt auch Alexander Gehrend aus seiner Wahrnehmung von anderen, da er sie selbst nicht nachvollziehen kann:

Ja, ich glaube es ist ja offensichtlich, [...] dann ist auch der Eindruck bei vielen bestimmt, man will nicht alleine sterben. Man freut sich natürlich auch darüber, dass man Kinder hat, die sich um einen später kümmern, dass man sie einlädt, die ganze Familie, die man geschaffen hat. Also ich glaube, das Alleine-Sein ist eine wichtige Geschichte bei vielen. Man ist dann alt und dann hat man Kinder, die einen umsorgen vielleicht, vielleicht auch nicht. Dieses Hinterlassen in der Welt ist es glaube ich, eine vermeintliche Fortsetzung des Lebens irgendwie, das ist glaube ich das, was für viele eine Rolle spielt. (Gehrend Abs. 55)

Ohne ein Kind „geht [...] alles weiter ohne mich“ (Heintz Abs. 104), wenn man aber ein „eigenes“ Kind habe, gebe man für die Zukunft etwas weiter (vgl. ebd. Abs. 14) und würde nicht vergessen werden. Darin liegt nach Katrin Saalbach der Grund, warum Menschen Kinder

bekommen, sie würden etwas von sich hinterlassen und nicht vergessen werden wollen (vgl. 267). Die Vorstellung zu sterben, ohne Kinder bekommen zu haben, beschreibt Karl Steiger als eine traurige: „[...] wenn du dann überlegst, du stirbst irgendwann, niemand kommt an dein Grab, niemand gießt die Blumen, es ist, als hätte es dich nie gegeben“ (Abs. 25). Und genauso nimmt es auch Maximilian Heinrich als eine Art Weiterleben wahr, wenn sich jemand nach dem Tod an einen erinnert:

[...] Also schon ähm wenn ich in einen Freundeskreis gehe und wenn ich irgendjemanden kennenlerne und es heißt, oh über dich habe ich schon ganz viel gehört, dann denke ich, oh selbst wenn ich nicht da bin, redet man über mich und dann denke ich toll, das ist klasse. Und derselbe Gedanke, selbst wenn ich tot bin, erinnert man sich an mich. Das läuft einem wie Honig, nee, warte wie Honig die Schulter runter, [...] es ist wunderschön, also man freut sich drüber. Es ist doch absolut klasse, dass auch wenn du schon gestorben bist, sich deine Kinder an dich erinnern werden. (Abs. 83)

## **Etwas Individuelles weitergeben**

In den Ausführungen der Interviewten geht es nicht allein um das Weiterleben durch Erinnerung, vielmehr steht für sie im Vordergrund, etwas von sich weiterzugeben (vgl. Weinert Abs. 135). Auf die Nachfrage, was die Interviewten konkret weitergeben wollen, werden unterschiedliche Aspekte hervorgehoben. Sebastian Mirokovic will „das woran man glaubt“, weitergeben (vgl. Abs. 90) und Lena Trabmann ihr Wissen (vgl. Abs. 14). Sie erklärt auch, warum sich die Eltern ihres Partners ein Enkelkind wünschen, nämlich um ihre „Liebe weitergeben zu können“ (Abs. 24). Doch geht es nicht nur um das Weitergeben von Wissen, Prinzipien oder Liebe, sondern auch um ein materielles Vermächtnis. So will Maximilian Heinrich sein „Vermächtnis auch gerne weitergeben“ (Abs. 83), was Sebastian Mirokovic konkretisiert, indem er ausführt:

[...] wozu hat man vielleicht auch gelebt, wenn dann alles, was man gemacht hat irgendwie ähm, einfach bloß dazu da ist, dass alles, sagen wir, man wieder vergeht oder sagen wir mal in einem sehr überschaubaren Zeitraum äh, unnütz bleibt und wenn man irgendwas erschaffen hat oder wie auch immer, das weiterzugeben. Das wäre mir schon wichtig, weil du

hast da Arbeit reingesteckt und so, und ich glaube schon, dass das wichtig wäre. (Abs. 140)

Der Einzige unter den Befragten, der dieses Weitergeben in einem komplett anderen Kontext beschreibt, ist Henrick Richter. Für ihn stellt sich die Frage, ob man diese Welt einem Menschen hinterlassen kann, „weil die Verantwortung, die wir den Kindern als Gesellschaft aufkrotzieren, das finde ich so krass und einfach ein bisschen scheiße, aber dann auch andererseits, na gut, meine Kinder können ja vielleicht auch was dran verändern“ (Abs. 11).

Neben diesen Ausführungen geht es auch darum, die eigene Identität oder Persönlichkeit dem Kind weiterzugeben. Maximilian Heinrich beschreibt dementsprechend, dass er ein großer Fan eines Fußballvereins sei, „und ähm da gibt es, da gibt es halt Väter gerade auch bei uns in der Kurve, die ihren Fanatismus an ihre Söhne weitergegeben haben“ (Abs. 132). Und das beschreibe auch ein Lied, das er im Interview vorsingt: „Mein Vater war [Name eines Fußballclubs]er, [Name eines Fußballclubs]er bin auch ich. Mein Vater ist, nein, ist ein Säufer ein Säufer bin auch ich“ (ebd.) Folglich gehöre es für viele dieser Fans dazu, dass der Sohn nach seinem Vater komme. Und so wünscht sich das eben auch Maximilian Heinrich.

Das ist halt so eine der wenigen ähm Traditionen und Identifikation, die ich besitze. Und darauf bin ich auch ein bisschen stolz, muss ich auch sagen, auf die Identifikation mit meinem Verein, für den ich auch absolut alles gebe und der auch Teil meines Lebens ist. Und das wäre schon nicht schlecht, wenn man das irgendwie weitergeben könnte. (Abs. 135)

Er möchte über ein „eigenes“ Kind seine Identität weitergeben. Barbara Burkhard spricht von dem Weitergeben ihrer „Persönlichkeit“ (Abs. 11), wobei sie zusätzlich davon ausgeht, dass man seine Persönlichkeit automatisch an das „eigene“ Kind weitergibt. Deshalb schiebt sie den Zeitpunkt des Kinderkriegens hinaus, um ihre Persönlichkeit noch zu optimieren (vgl. ebd.).

Die Frage, warum es zum Kinderkriegen kommt in einer Zeit, in der man das Kinderkriegen recht einfach und vielseitig vermeiden kann, ohne auf einen heterosexuellen Koitus zu verzichten, geht in die Frage über, warum sich Menschen dann zum Kinderkriegen entscheiden. Hierbei wird die naturalistische Erklärungsstrategie zu einer individualistischen, denn man wolle etwas von sich selbst über ein „eige-

nes“ Kind erhalten. So ist genau der Wunsch, etwas weitergeben zu wollen, laut Katrin Saalbach, eben nicht durch einen angeblich natürlichen Trieb begründet (vgl. Abs. 268-271).

### **Der „Selbsterhalt“: ein „männliches Prinzip“**

Der Erhalt des Individuums ist nicht nur ideell als Erhalt von Ideen zu verstehen oder materiell, dass das Kind Eigentum erbt. Für Linda Weinert „sind natürlich Kinder auch dein Fleisch und Blut und das lebt weiter“ (Abs. 139). Die Vorstellung, etwas von sich weitergeben zu wollen, um auf diese Weise erhalten zu bleiben, mündet in der Idee der Unsterblichkeit des Individuums.

Also natürlich gibt es Ausnahmen, die dann, aber der Großteil der Menschen würde, wenn sie jetzt so in ihrem Körper bleiben könnten, wie sie jetzt sind und das würde jetzt noch ewig gehen, wo soll ich unterschreiben. Kinder sind ein Vermächtnis. (Heinrich Abs. 79)

Die Möglichkeit, sich jedoch in einem „eigenen“ Kind für die Zukunft zu erhalten, sei bei biologisch als Frauen und Männern kategorisierten Personen unterschiedlich. So wird ein Unterschied zwischen zwei Geschlechtern einerseits im Kontext der Produktion von Gameten formuliert und andererseits im Kontext der Beteiligung am Zeugungs-, Austragungs- und Gebäarkomplex eines „eigenen“ Kindes. Biologisch als Männer kategorisierte Personen würden schließlich bis ins hohe Alter zeugungsfähig sein, wohingegen bei Frauen die Unfruchtbarkeit viel früher einsetzen würde bzw. das Risiko für das Kind bei einer Schwangerschaft im höheren Alter deutlich steige. Dies sei natürlich so gegeben bzw. sogar durch die Natur bewusst eingerichtet. Warum die Natur dies eingerichtet habe, wird von den Interviewten so erklärt, dass Männer länger zeugungsfähig sind und mehr Kinder zeugen sollten oder müssten. So stellt Martin Weinert die These auf, dass „das dann irgendwie demografische Gründe hat, dass es weniger Männer gibt in freier Wildlaufbahn, dass es einfach wichtig ist, dass die lange zeugen können“ (Abs. 168). Da er dies jedoch nicht für die aktuelle Menschheit behaupten kann, führt er es auf die „Steinzeit“ zurück:

Das wäre jetzt nur ein Gedanke, dass man als Hobbyevologe sagt, in der Steinzeit in der Höhle, da haben sich die Männer tendenziell eher totge-

schlagen und dann gab es weniger. Und dann war es halt wichtig, dass der eine Mann viele Nachkommen zeugen kann. (Abs. 170)

Die vermeintliche Zeugungsfähigkeit des Mannes bis ins hohe Alter sei eine Reaktion darauf, dass es zu wenig Männer gegeben habe. Es sei eine evolutionäre Anpassung, damit der Mann in der Lage sei, „viele Nachkommen“ zu zeugen, damit die „Spezies“ (Abs. 172) nicht aussterbe. Und dies wäre für ihn eben „der Grund, warum die Natur das gemacht hat, dann denke ich halt an Evolutionstheorie“ (Abs. 174). Der Mann scheint somit naturgewollt in der Lage zu sein, durch lang anhaltende Zeugungsfähigkeit viele „eigene“ Kinder zu zeugen. Barbara Burkhard schließt sich dem an und führt aus:

Vielleicht auch noch ((lachen)) so ja, das könnte ich mir vorstellen und dass sie auch ja die Frau ja auch irgendwann aufhört, Eizellen zu produzieren, was beim Mann ja auch genetisch länger funktioniert. Was ja auch sinnvoll ist für eigentlich ja unterschiedliches Erbmaterial, dass der Mann sich ja auch mit mehreren Partnerinnen paaren kann. Also wenn man jetzt unabhängig von den gesellschaftlichen Vorstellungen, dass man in einer langjährigen Partnerschaft lebt und gemeinsam die Kinder großzieht, ist der Mann ja prinzipiell in der Lage, mit vielen verschiedenen Partnerinnen viele Kinder zu zeugen und dadurch das genetische Erbmaterial weiter zu fächern. (Abs. 139)

Sie geht nicht von einer evolutionären Anpassung aus, um die „Art zu erhalten“. Für sie ist die anscheinend längere Zeugungsfähigkeit des Mannes durch die Genetik begründet, weshalb es natürlich angelegt sei, dass der Mann eben mehrere „eigene“ Kinder zeugen könne und somit wiederum sein „genetisches Erbmaterial“ an viele Kinder weitergeben könne, im Gegensatz zur Frau. Dies wird noch einmal in einer Unterscheidung von Barbara Burkhard deutlich, denn während Frauen eher „qualitativ“ Kinder bekämen, sei das Kinderkriegen bei Männern eher „quantitativ“ (vgl. Abs. 137), denn „Frauen bringen halt eher Qualität, also schon allein von der Art der Kinderzeugung sind sie sozusagen, sind Männer eher in der Lage, viele Kinder zu zeugen und Frauen eher auszutragen, geringer also sozusagen, als der Mann zeugen kann, so in der Art“ (ebd.). Die anscheinend natürliche Anlage des Mannes, mehr „eigene“ Kinder zu zeugen als die Frau sei schließlich nicht allein darauf zurückzuführen, dass er länger zeugungsfähig sei, sondern auch darauf, dass er eben kein Kind austragen und gebären müsse, also ohne Unterbrechung Kinder zeugen könne. Die Frau kön-

ne schließlich in ihrem Leben weniger „eigene“ Kinder zeugen, da sie einerseits nicht so lange zeugungsfähig sei und andererseits das Kinderkriegen für sie nicht allein in einem kurzen Zeugungsakt bestehe, sondern sie das Kind auch über Monate hinweg austragen müsse, um es dann anschließend zu gebären.

Als Erklärung, warum Menschen „eigene“ Kinder kriegen wollen, wird die Weitergabe der eigenen Gene jedoch nicht primär herangezogen (vgl. Weinert Abs. 73; Seifert Abs. 111; Burkhard Abs. 61). Dies sei eher eine krude Vorstellung, die Mario Heintz an die Ideologie des Nationalsozialismus erinnert (Abs. 100). Es gehe eben vielmehr darum, Wissen, Identität oder Liebe, ein ideelles oder auch materielles Vermächtnis weiterzugeben, doch dafür brauche es die genetische Verwandtschaft, folglich ein „eigenes“ Kind. Handele es sich um ein „fremdes“ Kind, also adoptiert oder durch Gameten anderer gezeugt, sei es schließlich etwas anderes. Man könne sich als Individuum nur in dem Kind erhalten, wenn es das „eigene“ Kind sei (vgl. Heinrich Abs. 89). Und da der Mann natürlich dazu in der Lage sei, viele „eigene“ Kinder zu zeugen, erscheint auch das Prinzip des „Weitergebens“, das daran gekoppelt ist, als ein männliches. Der Mann scheint über die angeblich andauernde Zeugungsfähigkeit und das Ausbleiben von Schwangerschaft und Geburt nahezu darauf ausgerichtet, viele „eigene“ Kinder zu bekommen und sich somit auch in vielen „eigenen“ Kindern selbst zu erhalten. Die Frau könne zwar durch ihre Beteiligung an der Zeugung und durch das Austragen und Gebären des Kindes auch ein „eigenes“ Kind bekommen und etwas von sich selbst weitergeben und erhalten, sei aber durch die Natur nicht vornehmlich dazu bestimmt und ausgerichtet. Demnach sei es aus der Natur heraus eine spezifisch männliche Fähigkeit, viele „eigene“ Kinder zu zeugen, und daran anschließend ist der möglichst umfassende „Erhalt des Individuums“ mittels des Kinderkriegens ein „männliches Prinzip“. Dieses „männliche Prinzip“ des „Weitergebens“ und „Selbsterhaltens“ drücke sich auch darin aus, dass Männer mehr „eigene“ Kinder zeugen wollten, wie etwa der Partner von Barbara Burkhard, der gerne ein „Sugar Daddy“ wäre, also gerne mehrere Familien mit unterschiedlichen Frauen hätte (vgl. Abs. 151), oder nach Matthias Hoffmann darin, dass Männer weniger treu wären (vgl. Abs. 111), folglich ähnlich der Vor-

stellung eines „Fortpflanzungstriebes“ mehr Sex hätten und sich öfter fortpflanzten.

## Das „männliche Prinzip“ gründet auf der „weiblichen Natur“

Das männliche Prinzip des Weitergebens und „Selbsterhaltens“ liege folglich in der „Natur des Mannes“ begründet, wohingegen die „Natur der Frau“ nicht zum „Selbsterhalt“ ausgerichtet sei. Diese „Natur der Frau“ erscheint vielmehr als notwendige Grundlage, um das „männliche Prinzip“ zu ermöglichen. So ist die Frau nach Katrin Saalbach „der Wirt irgendwie für das Kind“ (Abs. 212) und „ihre Hauptaufgabe ist, eine Gebärmachine zu sein“ (Abs. 297), was sie jedoch durchaus kritisch sieht. Durch das Kinderkriegen, einen Zeugungs-, Austragungs- und Gebärmachinekomplex, an dem die Frau weitaus mehr beteiligt ist, werde somit das „eigene“ Kind des Mannes geschaffen. Dies verdeutlichen Erzählungen in den Interviews, in denen der Mann als Subjekt im Zentrum steht und in denen die Frau nur ein Teil seiner Normerfüllung darstellt. Ein solches Bild greift Karla Mertens auf, indem sie von ihrem Ex-Partner spricht und überlegt, was er die letzten Jahre gemacht haben könnte: „Studium, dann erst einmal auch im Haifischbecken mitschwimmen, in der Beraterfirma arbeiten und dann irgendwann in die Industrie und dann der Audi und das Reihenhaus und dann die Frau und dann das Kind“ (Abs. 57). In diesem Zitat werden Frau und Mann nicht etwa gleichgestellt, sondern der Mann ist aktiv und steht an der Spitze, während die Frau nur als eines der Dinge erscheint, die er sich „zugelegt“ habe, mit der er „sein“ Kind bekommen könne. Maximilian Heinrich schließt daran an und erklärt, dass andere aus seinem Jahrgang in der Schule bereits „näher an dem Wunsch [sind], den ich habe“ (vgl. Abs. 61). Sie würden in einer „festen Beziehung“ leben, eine „traumhafte“ Partnerin haben, verheiratet sein und Kinder haben und er eben noch nicht (vgl. ebd.). Auch in dieser Ausführung wird die Frau zu einem Teil der Norm, die es zu erfüllen gelte. Es ist ihm zwar sehr wichtig, dass es „eine richtig tolle Frau“ ist, bei der der Charakter und die soziale Stellung stimme, aber sie wird im gleichen Atemzug genannt mit „zwei Kinder, Hund und Gartenzaun“ (Abs. 13). Die Frau wird neben dem „eigenen“ Kind, Haus und Auto



zum Teilkriterium, um den Wettkampf unter Männern zu gewinnen. Daran anschließend führt er aus, dass es unter Männern darum geht: „[...] du willst immer die Frau haben, die von allen begehrt wird, das ist immer so“ (Abs. 147), weil

alle das haben wollen und ich bin, ich bin der einzige, der es besitzt, Ego. Komplette Ego, das ist einfach nur, das ist so eine, so eine männliche Primatenscheiße. Man möchte das Alphonse sein, man möchte, man möchte den Ton angeben, die Trophäe im Grunde haben, die alle haben wollen. Ähm und deshalb ist es eigentlich ganz natürlich geprägt, dass hübsche Frauen zum Beispiel dort wahrscheinlich ähm schneller an sich gebunden werden. (Abs. 149)

Er beschreibt die Frau als „Besitz“, über den sich Männer untereinander verglichen. Und so werde die Frau, wie auch das Haus, das Kind oder das Auto, als Besitz zum Vergleichskriterium von Männlichkeit.

Lena Trabmann beschreibt es anders, aber in der Konsequenz wird auch in ihrer Erzählung der Mann zum aktiven Subjekt, das dem Kind etwas weitergibt. Sie will mit ihrem Partner

„neues Leben [...] schaffen, weil ich auch einfach so begeistert von ihm bin und einfach mir so sehr wünschen würde, dass wir zusammen ein Kind haben, das ist alles, alles, was ihn ausmacht, da was weiterzugeben, weil ich fest daran glaube, dass da ein toller Mensch draus werden kann.“ (Abs. 46)

Lena Trabmann würde demnach gerne mit ihrem Partner ein Kind bekommen, weil sie davon ausgeht, dass das Kind ein toller Mensch werden würde, weil ihr Partner „alles, was ihn ausmacht“, an das Kind weitergeben würde. Dass sie selbst dem Kind etwas von sich weitergeben oder das Kind nach ihr kommen könnte, äußert sie dagegen nicht.

Barbara Burkhard beschreibt ergänzend dazu nicht die Rolle des Mannes, sondern die der Frau, indem sie ausführt, dass man „ja eigentlich kein Leben mehr für sich hat, auf jeden Fall das erste mit dem Stillen, wo man in erster Linie an ein anderes Lebewesen denkt, auch wenn man schläft“ (Abs. 73). Sie geht davon aus, dass man kein eigenes Leben mehr hat mit einem kleinen Kind und nicht mehr an sich, sondern nur noch an das Kind denkt, und zieht dafür als Beispiel das Stillen heran. Das Stillen wird jedoch allein der Frau als Aufgabe im Kontext des Kinderkriegens zugesprochen. Somit wird hier angedeutet, dass eben nicht beide Elternteile gleichermaßen ihr Leben mit

einem kleinen Kind aufgeben würden, sondern allein die Frau. So sei es die Frau, die die „Bedürfnisse einer fremden Person über die eigenen“ stelle und damit „komplett in den Hintergrund“ rücke (vgl. Burkhard Abs. 125). Während schließlich die Frau sich mit einem Kind nahezu auflöse, ihre Bedürfnisse zugunsten „einer fremden Person“ zurücknehme und kein Leben mehr habe, könne der Mann etwas von sich an das „eigene“ Kind weitergeben und sich somit selbst erhalten. Die Frau löst sich schließlich im Prokreationsdiskurs mit dem Kriegen eines „eigenen“ Kindes nahezu auf, während der Mann unsterblich wird.



## 6. Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit in der alltagsweltlichen Idee des Kinderkriegens

Die alltagsweltliche Idee des Kinderkriegens ist entlang eines Argumentationsmusters aufgebaut, welches sich aus drei Erklärungsstrategien zusammensetzt. An verschiedenen Stellen der Argumentation bauen Normalisierungen, Naturalisierungen oder Individualisierungen aufeinander auf oder lösen sich ab. Erst der Zusammenhang dieser drei Strategien ermöglicht ein anscheinend lückenloses Argumentationsmuster, das in sich geschlossen und unangreifbar erscheint. Keine der Erklärungsstrategien kann selbstständig als Erklärung des Kinderkriegens bestehen, es braucht immer den Bezug zu den anderen. Dies macht besonders deutlich, wie hochgradig Prokreation sozial konstruiert ist. In dieses Muster ist Zweigeschlechtlichkeit eingelassen, wodurch sie konstruiert, abgesichert und legitimiert wird. So scheint die alltagsweltliche Vorstellung vom Kinderkriegern durch drei Stränge verflochten mit der Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit, durch drei Erklärungsstrategien.

### 6.1 Erklärungsstrategien: Normalisierung, Naturalisierung, Individualisierung

Die Erklärungsstrategie der Normalisierung beschreibt eine Norm, welche an die Menschen gerichtet ist. Alle Interviewten nehmen diese Norm selbst wahr, indem an sie oder andere in ihrem Umfeld eine soziale Erwartung des Kinderkriegens gestellt wird. Doch sehen sie sich auch mit einer Norm konfrontiert, wie man Kinder kriegen soll. Es sei schließlich normal, auf die eine Art und Weise ein Kind zu bekommen und auf die andere nicht. Wenn sich die Frage stellt, warum es normal sei, Kinder zu bekommen, und zwar auf eine ganz bestimmte Art und Weise, dann betonen die Interviewten, dass es tradierte Vorstellungen

seien, die sie schon früh erlernt hätten. Es sei normal, weil es alle so machten, alle es so gelernt hätten und alle der Norm entsprechen wollten, weil das Nicht-Entsprechen sozial sanktioniert werde. Doch bei der Suche nach einem konkreten Ausgangspunkt dieser Norm führen die Interviewten eine andere Erklärungsstrategie an. Die Perspektive, dass sich Wissen und auch Normen historisch veränderten und es somit nicht den einen Ausgangspunkt gebe, ist für die Interviewten als Erklärung und Legitimation nicht denkbar.

Die daraus resultierende Erklärungslücke füllen sie wiederum mittels der Erklärungsstrategie der Naturalisierung. Hierbei steht die Natur im Zentrum der Argumentation. Dass Kinder bekommen würden, sei danach eine natürliche Selbstverständlichkeit und dass diese auf einem vermeintlich „natürlichen“ Weg bekommen würden – in Abgrenzung vom sozialen (Adoption) oder „künstlichen“ Kinderkriegen (medizinische Eingriffe und Reproduktionstechnologien) – sei durch die Natur abgesichert. Doch warum Menschen sich für den „natürlichen“ Weg des Kinderkriegens entscheiden, in einer Zeit, in der das Kinderkriegen eben keine selbstverständliche Folge des heterosexuellen Koitus, sondern durch Verhütungsmöglichkeiten vielmehr zu einer Entscheidung geworden ist, erklären sie nicht über die Natur.

An dieser Stelle der Argumentation greift die Strategie der Individualisierung des Kinderkriegens ein. So gehe es darum, etwas von sich selbst weiterzugeben. Dafür muss es aber ein „eigenes“ Kind sein, zu dem man in einem spezifischen, innigen Verhältnis stehe, was ausschließlich durch das vermeintlich natürliche Kinderkriegen gewährleistet sei. So mag es auf alle Fragen auch eine Antwort geben, die das Individuum ins Zentrum rückt, aber nur im Kontext der Frage danach, wofür Menschen Kinder bekommen und warum das Kind auf eine bestimmte Art und Weise bekommen wird, wird die individualisierende Erklärungsstrategie einer normalisierenden oder naturalisierenden vorgezogen.

In der Betrachtung des erhobenen Materials wird schließlich deutlich, an welchen konkreten Stellen die Erklärungsstrategien ineinander übergehen, an welcher Stelle also eine Erklärung weniger legitim erscheint und daher eine andere im Fokus steht. Doch wird dabei auch deutlich, wie stark Geschlecht mit dem Diskurs verwoben ist und durch welche Zusammensetzung der Erklärungsstrategien an einer

Vorstellung von Geschlecht als zweigeteilt, gegensätzlich, sich sexuell beghrend und Grundlage des Kinderkriegen festgehalten werden kann. Folglich ist das Kinderkriegen nicht der Beweis einer solchen Vorstellung von Geschlecht. Vielmehr wird in der alltagsweltlichen Idee des Kinderkriegen über aufwendige Erklärungswege die Vorstellung von Geschlecht hergestellt.

## 6.2 Das vergeschlechtlichte Kinderkriegen als natürliche Gesetzmäßigkeit

Das Argumentationsmuster, das der alltagsweltlichen Idee des Kinderkriegen zugrunde liegt, ist besonders gekennzeichnet durch Naturalisierung. Die Interviewten beziehen sich immer wieder auf eine Natur, die einen „höheren Willen“ besitze und durch die das Kinderkriegen bestimmt sei. Die Natur habe demnach das Kinderkriegen in zwei Aufgaben und Beiträge unterteilt, wonach sich Geschlecht bestimmen ließe. So seien alle Menschen, welche nicht in der Lage seien, ein Kind auszutragen und zu gebären, aber die für die Zeugung notwendigen Spermazellen herstellten, Männer. Frauen wiederum seien alle Menschen, die die für die Zeugung notwendigen Eizellen herstellten und in der Lage seien, ein Kind auszutragen und zu gebären, wobei ein besonderes Verhältnis zum Kind biologisch initiiert werde. Wenn sich nun diese beiden Geschlechter gegenseitig beghren und einen heterosexuellen Koitus vollziehen, dann kann vom Kinderkriegen gesprochen werden. Somit sei über das Kinderkriegen Zweigeschlechtlichkeit, wie auch Heterosexualität, natürlich festgelegt und beide Phänomene vermeintlich notwendig zum Kinderkriegen, zum „Arterhalt“ und für die vermeintliche Daseinsberechtigung des Menschen. Entlang dieses Verständnisses ist das Kinderkriegen eine Gesetzmäßigkeit der Natur, die aufgrund des heterosexuellen Beghrens und der Mann und Frau biologisch zugeordneten Fähigkeiten eine natürliche Konsequenz darstellt.

Wie in der Analyse bereits angedeutet, verläuft die Zuteilung von Geschlecht jedoch nicht eindeutig entlang des Beitrages zum Kinderkriegen. So werden auch Personen biologisch als männlich kategorisiert, die keine Spermazellen produzieren und somit keinen Beitrag zum Kinderkriegen leisten, andere Personen werden biologisch als

weiblich kategorisiert, obwohl sie keine Eizellen produzieren oder nie in der Lage sein werden, ein Kind auszutragen oder zu gebären. Weiterhin müsste dann auch differenziert werden zwischen Frauen und Männern, die nicht mehr oder noch kein Kind gekriegt haben. Wenn wiederum nur das vermutete Potenzial eines solchen Beitrages zur Geschlechterkategorisierung führe, wird schnell deutlich, dass weniger eine biologische Eindeutigkeit der Zuordnung vorausgeht als eine veränderbare Interpretation. Es wird mit der Geburt oder sogar schon vor der Geburt eines Menschen auf ein Geschlecht geschlossen, wobei keinerlei Wissen darüber besteht, ob dieser Mensch jemals ein Kind kriegen wird, noch ob er dazu in der Lage sein wird, einen dieser Beiträge zum Kinderkriegen zu leisten. Dies unterstützt Drincks (2005) Aussage, die betont, dass das Geschlechterverständnis aus dem Prokreationsdiskurs, dem Verständnis vom Kinderkriegen, resultiert und nicht etwa, dass das Kinderkriegen eine überhistorische und natürliche Zweigeschlechtlichkeit beweist.

Nun lässt sich jedoch die Frage stellen, warum sich das zweigeteilte Geschlechterverständnis nicht mit den veränderten Vorstellungen vom Kinderkriegen gewandelt hat. Caroline Arni beantwortet dies mit Blick auf die Ablösung des sexuellen Aktes von Prokreation im 19. Jahrhundert.

Im 19. Jahrhundert jedenfalls erzeugte die zwar praktisch extrem marginale, aber konzeptuell vollzogene Loslösung der Prokreation vom sexuellen Akt Deutungsungewissheiten, die den Raum öffnet für allerlei Imagination für mögliche Zukünfte der menschlichen Prokreation. Diese waren und sind mit Vorstellungen von sozialer und politischer Ordnung vermittelt. [...] das veränderte Konzept von Prokreation [musste] [...] den Konnex zwischen „Natur“ und „Gesellschaft“ neu stiften. Das allerdings mündet nicht nur in utopisch oder dystopisch gewendete, radikal neue imaginative Rahmungen von Prokreation, sondern durchaus auch in Kontinuitäten. (Arni 2008: 303f.)

Die Analyse der alltagsweltlichen Idee des Kinderkriegens unterstützt Arnis Annahme. Denn diese gibt darüber Aufschluss, dass über die geschlechtsspezifische Zuteilung der Beiträge zum Kinderkriegen nicht nur eine vermeintlich neutrale biologische Kategorisierung und Gegenüberstellung von zwei Geschlechtern vorgenommen wird. Gleichzeitig werden nämlich auch geschlechtsspezifische, aus der Natur begründete Fähigkeiten und Eigenschaften zu- oder abgesprochen. Folg-

lich wird eine Geschlechterordnung konstruiert, in der der Mann auf- und die Frau abgewertet wird. Das Verständnis vom Kinderkriegen sichert somit trotz historischer Veränderungen weiterhin eine Vorstellung von zwei Geschlechtern ab: einer passiven Frau und einem aktiven Mann. Dies passiert jedoch nicht, weil diese Vorstellung natürlich und unhinterfragbar ist, sondern weil damit eine Geschlechterordnung, eine Überordnung des Männlichen und Unterordnung des Weiblichen, einhergeht, an denen festgehalten wird. Durch die veränderte Idee sowie neue Möglichkeiten und Wege des Kinderkriegen oder Nicht-Kinderkriegen erscheint das vergeschlechtlichte Kinderkriegen als natürliche Gesetzmäßigkeit brüchig. Diese Brüche werden über Individualisierungen und Normalisierungen jedoch geschlossen, und das Verständnis vom vergeschlechtlichten Kinderkriegen als natürlicher Gesetzmäßigkeit und die Vorstellung einer natürlichen Geschlechterordnung bleiben über diese Erklärungswege erhalten.

### 6.3 Mehr individuelle Entscheidung als natürliches Gesetz?

Neben dem Kinderkriegen als Gesetzmäßigkeit der Natur hat sich ein Verständnis des Kinderkriegen als individueller Entscheidung verbreitet. In der vorindustriellen Gesellschaft schien es selbstverständlich, dass Frauen Kinder bekamen, sobald sie verheiratet waren. Das Kind sollte sich später um die Eltern kümmern, wenn diese nicht mehr arbeiten konnten, daher wurde Kinderlosigkeit häufig als Katastrophe eingeschätzt. Aber auch nicht jedes Kind war erwünscht, etwa wenn ledige Personen Kinder bekamen, bereits viele Kinder in der Familie lebten oder ein Kind aus einer unerlaubten Beziehung heraus entstand (vgl. Schenk 1996: 44). Das Kriegen eines Kindes war dementsprechend auch damals schon erwünscht oder unerwünscht, man konnte es darauf anlegen oder versuchen es zu vermeiden. Die Frage nach konkreten Motiven des Kinderkriegen entspringt jedoch nicht dieser Zeit. Erst seitdem auch kinderlose Ehen akzeptierter waren und die Empfängnisverhütung zunehmend leichter zu praktizieren war, ist die Perspektive auf das Kinderkriegen als Entscheidung relevant. Die Planbarkeit hat die Vorstellungen vom Kinderkriegen massiv verändert. Dies geht jedoch auch mit gesellschaftlichen und ökonomischen Ent-



wicklungen einher. Seitdem eben nicht mehr das Wirtschaften an die Familie gekoppelt ist, sondern vielmehr die Leistungsfähigkeit des/der Einzelnen im Fokus steht, ist das Kinderkriegen eine vermeintliche Privatangelegenheit des Paares, „ein teures Hobby“ geworden (ebd. 47). Mittlerweile wird fast dauerhaft verhütet und entschieden, wann ein Zustand geschaffen wird, in dem es zum Kinderkriegen kommt oder kommen kann. Daher rücken neben der Frage, ob man ein Kind möchte, auch die Fragen nach dem „Warum“ und „Wann“ in den Blick.

Es scheint schließlich nicht mehr ausreichend zu sein, das Kinderkriegen als natürliche Gesetzmäßigkeit zu erklären. In den seltensten Fällen geht mit dem heterosexuellen Koitus eine Zeugung einher. Vielmehr wird auf der Grundlage einer vermeintlich individuellen Entscheidung zum Kinderkriegen ein Zeitpunkt festgelegt und auf Verhütung verzichtet. Da die Realität der Interviewten der Gesetzmäßigkeit „Auf einen heterosexuellen Koitus folgt Kinderkriegen“ nicht mehr entspricht und sich diese sogar umgekehrt hat: „Auf den fast ausschließlich verhüteten heterosexuellen Koitus folgt kein Kinderkriegen“<sup>18</sup>, geht dieser anscheinend natürlichen Gesetzmäßigkeit eine offenbar individuelle Entscheidung voraus. Es ist die Frage, ob man Kinder haben will, welche wiederum übergeht in die Frage nach dem Zeitpunkt. Doch auch der Weg des Kinderkriegens ist wählbar. So muss dem Kinderkriegen kein heterosexueller Koitus mehr vorausgehen, denn es kann auch eine „künstliche“ Befruchtung vorgenommen werden, man muss nicht mehr aktive Sperma- oder Eizellen produzieren, da auch die anderer Personen eingesetzt werden können und die Person, von der die Eizelle stammt, muss nicht mehr zwangsläufig das Kind austragen und gebären, da diese Aufgabe an eine Leihmutter abgegeben werden kann. Neben diesen Möglichkeiten gibt es auch die Option, ein Kind zu adoptieren, folglich es weder zu zeugen, auszutragen noch zu gebären. So geht dem Kinderkriegen nicht nur eine Entscheidung über das Ob und Wann voraus, sondern auch eine bezüglich des Wie, nämlich des Weges, auf welchem das Kind bekommen werden soll.

---

18 Interessant ist, dass an dieser Stelle die Interviewten die vermeintlich natürliche Praxis, den unverhüteten heterosexuellen Koitus, nicht vorziehen und der verhütete Koitus nicht als „künstliche“ Praxis abgewertet wird.

Mit dem Verständnis des Kinderkriegens als individuelle Entscheidung werden auch Begründungen dieser Entscheidung relevant. Da sich die Wahl des Zeitpunktes und der Umsetzung der Kinderkriegens unter den Menschen jedoch nicht wirklich unterscheiden und es vielmehr „normal“ sei, sich für ein Kind auf „natürlichem“ Weg in einer bestimmten Lebensphase zu entscheiden, wird eine Begründung herangezogen, die für alle gelte. So trafen eben alle Menschen die gleichen Entscheidungen, da sie durch die Natur vorgegeben und biologisch bestimmt seien. Die Natur hätte demnach den Menschen so eingerichtet, dass die Wahl zugunsten eines vermeintlich natürlichen Kinderkriegens getroffen würde. So wird diese vermeintlich individuellen Entscheidungen aufgrund ihrer angenommenen Normalität und Homogenität naturalisiert. Doch auch wenn die vermeintlich individuellen Entscheidungsmöglichkeiten naturalisiert und in das Verständnis des Kinderkriegens als natürliche Gesetzmäßigkeit eingebunden werden, erkennen die Interviewten darin eine individuelle Entscheidung, die unabhängig von Normen hochgradig persönlich sei.

## 6.4 Die Homogenität der Entscheidung als Ausdruck „weiblicher Natur“

Die Interviewten beschreiben das Kinderkriegen als „normal“. So sei es selbstverständlich, dass sie Kinder kriegen wollten und „normal“, dass sich Menschen für das Kinderkriegen entschieden. Aufgrund sozialer Erwartungen, eines gesellschaftlich vorgesehenen Lebensplanes und des Familienerhalts entstehe diese Normalität des Kinderkriegens. Erklärt wird sie jedoch durch eine Naturalisierung.

Die Entscheidung zum Kinderkriegen und der Zeitpunkt des Kinderkriegens seien so homogen, da sie naturbedingt und biologisch determiniert seien. Die Frau könne schließlich nur bis zu einem bestimmten Zeitpunkt ohne ein hohes Risiko Kinder bekommen, während der Mann deutlich länger Kinder zeugen könne. Die Zeitspanne des Kinderkriegens sei daher für die Frau biologisch determiniert, weshalb sie sich vor dem 35. Lebensjahr für ein Kind entscheiden müsse, damit die menschliche „Art“ erhalten bleibe. Und dass sie dies tue, sei „normal“, weil die weibliche Natur dazu führe. Schließlich höre sie eine sogenannte „biologische Uhr“ immer schneller ticken, bevor sie

unfruchtbar werde oder das Risiko einer Fehlgeburt oder Behinderung des Kindes ansteige. Sie würde sich aufgrund von ausgeschütteten Hormonen mit dem Kinderkriegen beschäftigen, alle Kinder mögen, weniger auf Verhütung achten und einen Kinderwunsch entwickeln. Aufgrund der durch die Natur eingerichteten Biologie der Frau verbleibt das Kinderkriegen trotz der anscheinend vermeintlichen Entscheidung dafür in einer natürlichen Gesetzmäßigkeit.

Die Entscheidung für das Kinderkriegen erscheint als individueller Kinderwunsch und gleichzeitig vermeintlich widersprüchlich als „normal“ und von allen Menschen geteilt. Beide Ausführungen werden in einer Naturalisierung gebündelt, denn die Natur begründe den als individuell wahrgenommenen Kinderwunsch und die Homogenität dieser Entscheidung.

Hierbei wird deutlich, dass das Kinderkriegen als Entscheidung über die vermeintliche Biologie der Frau abgesichert und zur natürlichen Gesetzmäßigkeit wird. Damit es zum Kinderkriegen komme, habe die Natur die Biologie der Frau schließlich so eingerichtet, dass sie bestimmte Entscheidungen treffe. Eine potenzielle Entscheidung der Frau wird naturalisiert. Sie habe demnach nahezu keine tatsächliche aktive Entscheidungsfreiheit und sei komplett durch ihre Natur bestimmt.

## 6.5 Das „natürliche“ Kinderkriegen für den „männlichen Selbsterhalt“

Die positive Entscheidung für das Kinderkriegen und dessen Zeitpunkt wird sehr stark über die Natur der Frau thematisiert. Die Frage nach dem Zeitpunkt des Kinderkriegens ist jedoch nur relevant, wenn von einem bestimmten, einem vermeintlich „natürlichen“ Weg ausgegangen wird. Dieser Weg lässt sich durch einen spezifischen Zeugungs-, Austragungs- und Gebärzusammenhang erklären. Warum das Kinderkriegen jedoch entlang dieses als „natürlich“ verstandenen Zeugungs-, Austragungs- und Gebärzusammenhangs stattfinden soll, wird über eine Individualisierungsstrategie erklärt. So wäre ein Kind, welches nicht mit einem selbst genetisch verwandt ist, das folglich durch eine fremde Sperma-

oder Eizellspende „künstlich“ befruchtet wurde oder adoptiert ist, kein „eigenes“ Kind. Und wenn das Kind durch eine dritte Person ausgetragen und geboren würde, wie bei einer Leihmutterschaft, oder wenn der Zeugungsakt „künstlich“ vorgenommen würde, aber die genetische Elternschaft besteht, dann würde das besondere Verhältnis zwischen der Mutter und dem Kind nicht entstehen. Andere Gründe, sich gegen diese Wege des Kinderkriegens zu entscheiden, werden meist nicht genannt. Schließlich soll mit dem „natürlichen“ Kinderkriegen ein „eigenes“ Kind und ein besonderes Verhältnis zu diesem geschaffen werden. Dies ist für die Interviewten sehr relevant, da sie meinen, nur dann etwas von sich selbst an das Kind weitergeben zu können. Wenn das Kind ein „fremdes“ sei

oder die Beziehung zu dem „eigenen“ Kind nicht dieser „natürlichen“ Bindung entspreche, dann sei dies nicht möglich und der Hauptgrund für das Kinderkriegen nicht gegeben. Es geht den Interviewten primär darum, etwas von sich weiterzugeben, was dann in dem Kind über den eigenen Tod hinaus von Bestand wäre. Es sei der „Selbsterhalt“, welcher den „natürlichen“ Weg des Kinderkriegens verlange. Alternative Wege würden in der alltagsweltlichen Idee der Interviewten diesen „Selbsterhalt“ nicht ermöglichen und somit gebe es keinen plausiblen Grund, sich für einen dieser Wege zu entscheiden. Nur wenn der „natürliche“ Weg nicht möglich sei, ziehe man in Betracht, ein Kind zu adoptieren, aber das wäre eben nicht miteinander vergleichbar.

Da jedoch gerade der Mann dazu biologisch ausgerichtet sei, viele Kinder zu zeugen, also viele „eigene“ Kinder zu haben, sei er auch dazu bestimmt, viel von sich weiterzugeben. Welche Beziehung er dann zu dem Kind aufbaue, könne er im Gegensatz zur Frau frei entscheiden. Er sei dementsprechend von der Natur dazu bestimmt, viel von sich weiterzugeben und sich durch viele „eigene“ Kinder selbst zu erhalten, aber nicht wie die Frau durchweg durch seine Natur geleitet. Der „Selbsterhalt“ durch das Kinderkriegen entspricht demnach einem männlichen Prinzip.

Damit geht eine hochgradige Individualisierung einher, wonach mit dem Kinderkriegen das Individuum ins Zentrum rückt – jedoch nicht irgendein Individuum, sondern ein männliches.

## 6.6 Die Konstruktion einer Geschlechterordnung

Die Analyse zur alltagsweltlichen Idee des Kinderkriegens macht deutlich, dass in der Konstruktion des Kinderkriegens nicht einfach nur zwei unterschiedliche Geschlechter konstruiert, sondern diese auch in ein Verhältnis zueinander gesetzt werden. Es werden zwei Geschlechter konstruiert und ihnen jeweils ein Beitrag zum Kinderkriegen zugeordnet. Entlang einer vermeintlich natürlichen Zweigeschlechtlichkeit erscheint der Beitrag zum Kinderkriegen auch aus der Natur heraus als zweigeteilt. Entgegen der Vorstellung, dass das Kinderkriegen und die notwendigen Beiträge dazu Zweigeschlechtlichkeit als natürlich beweisen, wird deutlich, dass mit der Vorstellung vom Kinderkriegen Zweigeschlechtlichkeit konstruiert wird. Dass diese Zuordnung von Prokreatiionsleistung und Geschlecht nicht eindeutig, überhistorisch, zweigeteilt und unveränderbar ist, wird ersichtlich, wenn man betrachtet, dass man von der Möglichkeit zu mehr als zwei Beiträgen zum Kinderkriegen ausgehen kann. Nicht alle Männer und alle Frauen wollen oder können einen geschlechtsspezifischen Beitrag leisten und schon gar nicht ihr Leben lang und nicht mit Sicherheit. Stattdessen wird diese Zuordnung über hochgradige Naturalisierungen stabilisiert und alles, was dem nicht entspricht, marginalisiert oder abgewertet. An den Stellen, an denen die Argumentation brüchig wird und somit der naturalisierte Zusammenhang von Zweigeschlechtlichkeit und einer Zweiteilung der Prokreatiionsleistung Lücken aufweist, greifen individualisierte und normalisierte Erklärungsstrategien ein und füllen diese.

Doch werden in der alltagsweltlichen Idee des Kinderkriegens nicht nur unterschiedliche Prokreatiionsbeiträge unterschiedlichen Geschlechtern zugeordnet. Vielmehr werden zwei Geschlechter konstruiert, über vermeintlich natürliche Prokreatiionsleistungen abgesichert und in einer Geschlechterordnung ins Verhältnis gesetzt, an welcher machtvoll festgehalten wird. Die aktuelle Vorstellung vom Kinderkriegen ist erweitert um die Frage nach Entscheidungen und deren Begründungen. Es stellen sich Fragen danach, ob man überhaupt ein Kind will und, wenn ja, wann, wie, wodurch und wofür. Die alltagsweltlichen Antworten auf diese Fragen konstruieren eine Geschlechterordnung, nach der das Kinderkriegen durch die „weibliche Natur“

umgesetzt werde, um einem „männlichen Prinzip“ des „Selbsterhalts“ zu dienen. Während die Frau vollkommen durch ihre Natur bestimmt sei, passiv ihrer Biologie folge und sich in dem Kinderkriegen nahezu auflöse, sei der Mann selbstbestimmt und bleibe, durch seine Biologie ermöglicht, mit dem Kinderkriegen auch über den Tod hinaus erhalten.

Mit der alltagsweltlichen Idee des Kinderkriegen wird schlussfolgernd Zweigeschlechtlichkeit konstruiert, indem durch die geschlechtsspezifische Zuordnung zweier vermeintlich natürlicher Prokreationsleistungen ein „männliches Prinzip“ durch eine „weibliche Natur“ umgesetzt wird.



## 7. Fazit

Mit der alltagsweltlichen Idee des Kinderkriegens geht die Konstruktion von Geschlecht einher. Obwohl in den Interviews Geschlechtlichkeit nicht direkt erfragt wurde, ergibt sich aus den Antworten ein Argumentationsmuster, das Geschlecht als natürlich, unveränderbar, eindeutig und zweigeteilt konstruiert. Diese Konstruktion von Geschlecht vollzieht sich entlang der Zuordnung zu Prokreationsleistungen, wie der Sperma- und Eizellenproduktion und dem Austragen und Gebären. Frauen seien von Natur aus zu der einen Leistung in der Lage und Männer für die andere befähigt, und beide müssten zusammenkommen, damit Kinderkriegen möglich werde. Doch eine solche Prokreationsleistung wird durch zwei Geschlechter nicht eindeutig gefasst. Manche Frauen wollen oder können keine Kinder austragen und gebären oder Eizellen produzieren und manche Männer keine Spermazellen. Da die Zuordnung eines Menschen zu einem bestimmten Geschlecht mit der Zuordnung einer Prokreationsleistung einhergeht, werden Personen, welche dem nicht entsprechen, marginalisiert und abgewertet. Eine Person, welche die ihr zugesprochene Prokreationsaufgabe nicht leisten will oder kann, behalte zwar die Zuordnung zu einer Geschlechterkategorie, werde aber als kinderlos beschrieben, könne nie ein „eigenes“ Kind haben oder eine besondere Bindung zu diesem Kind aufbauen, folglich nie etwas von sich weitergeben. Personen, denen im Alltag ein Geschlecht zugeschrieben wird, das nicht der biologischen Kategorisierung entspricht, die möglicherweise die Prokreationsleistung des vermeintlich anderen Geschlechts leisten, bleiben in dieser alltagsweltlichen Idee vollkommen unbeachtet. Doch nicht allein dadurch wird die parallele Zuordnung von Geschlecht und Prokreationsleistung brüchig. So lässt sich auch im Kontext neuer Reproduktionstechnologien nicht von nur zwei Prokreationsleistungen ausgehen. Es scheint vielmehr drei Prokreationsbeiträge zu geben, die Eizelle, die Spermazelle und das Austragen und Gebären. Entgegen der Existenz neuer Möglichkeiten und Wege des Kinderkriegens wird eine



Veränderung des Prokreationsdiskurses verhindert und über Erklärungsumwege an der Vorstellung einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit und Geschlechterordnung festgehalten. Die Analyse der alltagsweltlichen Idee des Kinderkriegens verdeutlicht, dass eben nicht nur zwei Geschlechter konstruiert, sondern diese auch gleich in ein bestimmtes Verhältnis gesetzt werden, wonach mit dem Männlichen ein „Selbsterhalt“ einhergeht, wohingegen das Weibliche primär der Umsetzung des männlichen „Selbsterhalts“ dient und sich dabei auflöst.

Man kann schlussfolgern, dass die Konstruktionen von (zweigeteilter) Geschlechtlichkeit und (zweigeteilter) Prokreationsleistung miteinander einhergehen. Es sind sich überschneidende, sich gegenseitig legitimierende und absichernde Zuschreibungen und Interpretationen. Ein bestimmtes Geschlecht schreibt dem Menschen eine Prokreationsleistung zu, und eine interpretierte Prokreationsleistung geht mit einem bestimmten Geschlecht einher. Doch gerade diese Verbindung von Geschlecht und Prokreationsleistung, die vermeintliche Eindeutigkeit, Natürlichkeit und Unveränderbarkeit dieses Zusammenhangs, steht zur Disposition.

Es braucht daher über diese Arbeit hinaus einen theoretischen Zugang zur Konstruktion des Zusammenhangs von Geschlecht und Prokreation, welcher Naturalisierungen aufzeigt, eine historische Veränderbarkeit nachzeichnet und Uneindeutigkeiten benennt, einerseits, um auch diese Facette der Konstruktion von Geschlecht zu betrachten, und andererseits, um darauf hinzuweisen, dass die bestehende Geschlechterordnung durch das Kinderkriegen nicht als natürliche Notwendigkeit zu erklären und legitimieren ist. Erst mit einer solchen Analyse öffnet sich der Blick für eine umfassende Theorie zum Kinderkriegen in den Sozialwissenschaften, welche für viele anschließende Phänomene, wie Familie, Partnerschaft, Erziehung, Elternschaft, aber auch Geschlechterrollen, Sexualität oder gesellschaftsstrukturierende Arbeitsteilungen, aufschlussreich ist und Zusammenhänge darstellt.

## 8. Literaturverzeichnis

Arni, Caroline (2008): Reproduktion und Genealogie: zum Diskurs über die biologische Substanz. In: Pethes, Nicolas; Schicktan, Silke (Hg.): *Sexualität als Experiment?* Frankfurt: Campus, S. 293–309.

Beatie, Thomas (2008): *Labor of Love*. Hg. v. The Advocate. Online verfügbar unter <https://www.advocate.com/news/2008/03/14/labor-love>, zuletzt geprüft am 01.07.2017.

Beauvoir, Simone de (2003 [1949]): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Becker, Gary S. (1960): *An Economic Analysis of Fertility*. In: *Demographic and economic change in developed countries. A conference of the Universities-National Bureau Committee for Economic Research*. New York: Columbia University Press (Special conference series, 11), S. 209–240. Online verfügbar unter <http://www.nber.org/chapters/c2387.pdf>, zuletzt geprüft am 17.11.2016.

Berg, Giseling (2003): *Neue Reproduktionstechniken – zwischen Hilfe bei unfreiwilliger Kinderlosigkeit und Technisierung der Fortpflanzung*. In: Graumann, Sigrid; Schneider, Ingrid (Hg.): *Verkörperte Technik – entkörperte Frau. Biopolitik und Geschlecht*. Frankfurt/Main: Campus-Verl., S. 21–40.

Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (1997): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Die Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M.

Bernard, Andreas (2014): *Kinder machen. Neue Reproduktionstechnologien und die Ordnung der Familie. Samenspende, Leihmütter, Künstliche Befruchtung*. Lizenzausg. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. Frankfurt a.M.: Fischer.

Birke, Lynda I. A. (2000): *Feminism and the biological body*. New Brunswick, NJ: Rutgers University Press.

Boehm, Andreas (1994): *Grounded Theory – wie aus Texten Modelle und Theorien gemacht werden*. In: Boehm, Andreas (Hg.): *Texte*

verstehen. Konzepte, Methoden, Werkzeuge. Konstanz: Univ. Verl. Konstanz, S. 121–140.

Böhm, Maika; Franz, Philipp; Matthiesen; Silja (2016): Studierende Eltern. Im Spannungsfeld geschlechteregalitärer Ideale und traditioneller Geschlechterrollen? In: *Journal für Psychologie* 24 (1), S. 125–156.

Bohnsack, Ralf (1999): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*. 3. Aufl. Opladen: Leske + Budrich.

Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Brose, Nicole (2008): Entscheidung unter Unsicherheit – Familiengründung und-erweiterung im Erwerbsverlauf. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 60, S. 30–52.

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hg.) (2003): *Forschung mit dem Mikrozensus: Junge Frauen in Deutschland: bei hoher Ausbildung kinderlos?* Online verfügbar unter [http://www.gesis.org/fil\\_eadmin/upload/institut/wiss\\_arbeitsbereiche/gml/Veranstaltungen/3\\_NK\\_203/Papers/text\\_Gruenheid.pdf](http://www.gesis.org/fil_eadmin/upload/institut/wiss_arbeitsbereiche/gml/Veranstaltungen/3_NK_203/Papers/text_Gruenheid.pdf), zuletzt geprüft am 24.11.2016.

Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.) (2012): *Kinderzahl und Kinderlosigkeit. Bei den zwischen 1931 und 1951 geborenen Müttern ist – bezogen auf die Anzahl der Kinder – ein deutlicher Trend zu kleineren Familien zu beobachten*. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situationindeutschland/61553/kinderzahl-undkinderlosigkeit>, zuletzt geprüft am 24.11.2016.

Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.) (2015): *55 Jahre „Pille“*. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/210997/55-jahre-pille->, zuletzt geprüft am 24.11.2016.

Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (1993): *Bodies that matter*. London, New York: Routledge.

Carl, Christine (2002): *Gewollt kinderlose Frauen und Männer – Psychologische Einflussfaktoren und Verlusttypologien des generativen Verhaltens*. Frankfurt a.M.: VAS.

Christiansen, Kerrin: Biologische Grundlagen der Geschlechterdifferenz. In: Braun, Ursula; Pasero, Frederike (Hg.): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 13–28.

Cornelißen, W. (2004): Lebensentwürfe junger Frauen. In: Der Gynäkologe 37 (7), S. 585–590.

Correll, Lena (2010): Anrufungen zur Mutterschaft. Eine soziologische Untersuchung von Kinderlosigkeit. 1. Aufl. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot.

Cromm, Jürgen (1988): Bevölkerung – Individuum Gesellschaft. Theorien und soziale Dimensionen der Fortpflanzung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Degele, Nina/Bethmann, Stephanie/Heckemeyer, Karolin (2011). <http://www.feministisches.de/wp-content/uploads/2012/03/DegeleBethmannHeckemeyer11Heteronormativit%C3%A4t.pdf>, zuletzt geprüft am 17.11.2016.

Doldere, Maya (2014): Why have kids? Begehren in pädagogischen Beziehungen. In: Phase 2 (49), S. 28–30.

Drinck, Barbara (Hg.) (1999): Vaterbilder. Eine interdisziplinäre und kulturübergreifende Studie zur Vaterrolle. Bonn: Bouvier.

Drinck, Barbara (2005): Blickwinkel der Geschlechterforschung. In: Lüdke, Dorothea; Runge, Anita; Koreuber, Mechthild (Hg.): Kompetenz und/oder Zuständigkeit. Zum Verhältnis von Geschlechtertheorie und Gleichstellungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 53–67.

Erikson, Erik H. (1950): Childhood and Society. New York: Norton.

Erikson, Erik H. (1973): Kindheit und Gesellschaft. 5. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Erikson, Erik H. (1979): Identität und Lebenszyklen. 5. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Flaake, Katrin (2009): Wandel im familialen Geschlechterverhältnis: Paritätische Elternschaft. Vortrag auf der Tagung „Geschlechterverhältnisse im demographischen Wandel“ 07.11.09 an der Fachhochschule Frankfurt a.M. (unveröffentlicht).

Foltys, Julia (2014): Geburt und Familie. Zugänge zu impliziten Logiken des Paarerlebens. Wiesbaden: Springer.

Foucault, Michel (1997): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. 14. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Fuchs-Heinritz, Werner (2005): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Fuchs-Heinritz, Werner (Hg.) (2007): Lexikon zur Soziologie. 4. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.

Gehring, Petra (2008): Sex, Generativität, Leben: zu den Machteffekten des biologischen Geschlechts. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Frankfurt a.M.: Campus, S. 513–523.

Gerlach, Irene (2000): Politikgestaltung durch das Bundesverfassungsgericht am Beispiel der Familienpolitik (3–4). Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/apuz/25776/politikgestaltung-durch-das-bundesverfassungsgericht-am-beispiel-der-familienpolitik>, zuletzt geprüft am 17.11.2016.

Giddens, Anthony (1995): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt a.M.: Campus.

Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1967): The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research. Chicago: Aldine.

Grant, Hendrikje-Beatrice (1992): Übergang zur Elternschaft und Generativität. Eine ökologisch-psychologische Studie über die Bedeutung von Einstellungen und Rollenauffassungen beim Übergang zur Elternschaft und ihr Beitrag zur Generativität. Aachen: Shaker.

Hager, Mariella (2006): Kinderwunschlos glücklich? Gewollt kinderlose Akademikerinnen. Eine qualitative Studie zur Lebenssituation und Zukunftsplanung österreichischer Akademikerinnen. Wien: LIT Verlag.

Hansen, Frauke (2011): Gebildete Frauen bekommen weniger Kinder. Hg. v. Cosmopolitan.de. Online verfügbar unter <http://www.cosmopolitan.de/studie-zur-bildung-gebildete-frauen-bekommen-weniger-kinder-57966.html>, zuletzt geprüft am 24.11.2016.

Hauser-Schäublin, Brigitta (1989): The fallacy of “real” and “pseudo” procreation and the ways in which it has affected the understanding (or misunderstanding) of how other cultures conceive phenome-

na respecting life, life-giving, the creation of individuals, and their interrelatedness. In: *Zeitschrift für Ethnologie* 114, S. 179–194.

Heßling, Angelika (Hg.) (2011): *Verhütungsverhalten Erwachsener 2011. Aktuelle repräsentative Studie im Rahmen einer telefonischen Mehrthemenbefragung*. Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung (BZgA). Köln: BZgA.

Heimerl, Birgit; Hofmann, Peter (2016): *Wie konzipieren wir Kinderkriegen?* In: *Zeitschrift für Soziologie* 45 (6), S. 410–430.

Heitzmann, Daniela (2017): *Fortpflanzung und Geschlecht. Zur Konstruktion und Kategorisierung der generativen Praxis*. Bielefeld: transcript.

Hillmann, Karl-Heinz (2007): *Wörterbuch der Soziologie*. 5. Aufl. Stuttgart: Kröner.

Hirschauer, Stefan (1993): *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Hoffman, Lois W.; Hoffman, Martin L. (1973): *The Value of Children to Parents*. In: Fawcett, James T. (Hg.): *Psychological Perspectives on Population*. New York: Basic Books, S. 19–76.

Höhn, Charlotte (2007): *Bevölkerungsforschung und demographischer Wandel – Zur politischen Würdigung der Demographie seit den 1970er Jahren*. In: *Demographie. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 32 (1–2), S. 73–98.

Höpfinger, Francois (2012): *Bevölkerungssoziologie. Eine Einführung in demographische Prozesse und bevölkerungssoziologische Ansätze*. 2. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa.

Huinink, Johannes (2000): *Soziologische Ansätze zur Bevölkerungsentwicklung*. In: Mueller, Ulrich; Nauck, Bernhard; Diekmann, Andreas (Hg.): *Handbuch der Demographie. Teil 2: Anwendungen*. Berlin: Springer, S. 339–386.

Huinink, Johannes; Konietzka, Dirk (2007): *Familiensoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt a.M.: Campus.

Kattinger, Stefanie (2007): *Die Kinderfrage in Deutschland. Gründe für den Realisierungsaufschub vorhandener Kinderwünsche bei hoch qualifizierten Frauen*. Saarbrücken.

Kiefl, W.; Schmid, J. (1985): *Empirische Studie zum generativen Verhalten*. Boppert am Rhein: Boldt.

Kompaktlexikon der Biologie (2001): Fortpflanzung. Spektrum Akademischer Verlag. Heidelberg. Online verfügbar unter <http://www.spektrum.de/lexikon/biologie-kompakt/fortpflanzung/4340>, zuletzt geprüft am 17.11.2016.

Koppetsch, Cornelia; Speck, Sarah (2015): Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist. Geschlechterkonflikte in Krisenzeiten. Berlin: Suhrkamp.

Kortendiek, Beate (2008): Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate, Budrich, Barbara (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften, S. 434–445.

Kruse, Jan; Schmieder, Christian (2014): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim: Beltz Juventa.

Landweer, Hilge (1996): Generativität und Geschlecht. Ein blinder Fleck in der sex-gender Debatte. In: Wobbe, Theresa; Lindemann, Gesa (Hg.): Denksachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 147–175.

Leibenstein, Harvey (1974): An Interpretation of the Economic Theory of Fertility: Promising Path or Blind Alley? In: Journal of Economic Literature (12), S. 457–479.

Lenz, Karl (2008): Persönliche Beziehungen. In: Willems, Herbert (Hg.): Lehr(er)buch Soziologie. Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge, Band 2. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 681–701.

Lindemann, G. (1993): Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt a.M.: Fischer.

MacCormack, Carol P. (1982): Ethnography of Fertility and Birth. London: Academic Press.

Martin, Debra L./Horowitz, Sherly (1984): An Anthropological Framework for Examining Reproduction and Sexuality. In: Women's Study Quarterly XII 4, S. 23–26.

Meißner, Hanna (2010): Jenseits des autonomen Subjekts. Zur gesellschaftlichen Konstitution von Handlungsfähigkeit im Anschluss an Butler, Foucault und Marx. Bielefeld: transcript Verlag.

Mertens, Heide (1991): Wunschkinder. Natur, Vernunft und Politik. 1. Aufl. Münster: Verl. Westfäl. Dampfboot.

Mertins, Silke (2016): Revolution der Geschlechter. Aus Hautfetzen kann man Eizellen oder Spermien schaffen. Homo-Paare können gemeinsame Kinder haben. Und die „biologische Uhr“ ist passé. Hg. v. taz.de (11151). Online verfügbar unter <http://www.taz.de/!5345884/>, zuletzt geprüft am 25.11.2016.

Meuser, Michael (2003): Interpretatives Paradigma. In: Bohnsack, Ralf; Marotzki, Winfried; Meuser, Michael (Hg.): Hauptbegriffe qualitative Sozialforschung. Ein Wörterbuch. Opladen: Leske + Budrich, S. 92–94.

Nadig, Maya (2011): Körperhaftigkeit, Erfahrung und Ritual: Geburtsrituale im interkulturellen Vergleich. In: Villa, Paula-Irene; Möbius, Stephan; Thiessen, Barbara (Hg.): Soziologie der Geburt. Diskurse, Praktiken und Perspektiven. Frankfurt a. M.: Campus. S. 39–73.

Öchsner, Thomas (2010): Ein Leben ohne Kind. Von wegen Muttergefühle: Eine Studie zeigt, dass sich immer mehr Frauen gegen ein Kind entscheiden. Die fünf wichtigsten Erkenntnisse der Wissenschaftler im Überblick. Hg. v. Süddeutsche Zeitung GmbH. Online verfügbar unter <http://www.sueddeutsche.de/leben/studie-deutsche-familien-ein-leben-ohne-kind-1.165101>, zuletzt geprüft am 24.11.2016.

Oevermann, Ulrich; Alert, Tilman; Konau, Elisabeth (1980): Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. Fallanalyse anhand eines Interviews mit einer Fernstudentin. In: Heinze, Thomas; Klusemann, Hans-W.; Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Interpretation einer Bildungsgeschichte. Bernsheim: päd extra, S. 15–69.

Poston, Dudley L.; Bouvier, Leon F. (2010): Population and Society. An Introduction to Demography. Cambridge: Cambridge Univ. Press.

Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2009): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 2. Aufl. München: Oldenbourg.

Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 4. Aufl. München: Oldenbourg.

Reichertz, Jo (2007): Hermeneutische Wissenssoziologie. In: Schützeichel, Rainer (Hg.): Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung. Konstanz: UVK-Verl.-Ges., S. 171–179.



Reixach, Joan Frigolè (1998): Procreation and its Implications for Gender, Marriage, and Family in European Rural Ethnography. In: *Anthropological Quarterly* 71 (1), S. 32–40.

Rose, Lotte; Schmied-Knittel, Ina (2011): Magie und Technik: Moderne Geburt zwischen biografischem Event und ritischem Ereignis. In: Villa, Paula-Irene; Moebius, Stephan; Thiessen, Barbara (Hg.): *Soziologie der Geburt. Diskurse, Praktiken und Perspektiven*. Frankfurt a. M.: Campus. S. 75–100.

Rubin, Gayle S. ([1984] 2012): Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality\*. In: Henry Abelove (Hg.): *The Lesbian and Gay Studies Reader*. Hoboken: Taylor and Francis, S. 3–44.

Rühring, Anneli (2007): Das Stillen – Traditionalisierung der Arbeitsteilung durch naturalisierende Deutungen von Geschlecht. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.): *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*.

Schenk, Herrad (1996): *Wieviel Mutter braucht der Mensch? Der Mythos von der guten Mutter*. 2. Aufl. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Schlehe, Judith (1987): *Das Blut der fremden Frauen. Menstruation in der anderen und in der eigenen Kultur*. New York, Frankfurt a.M.: Campus.

Schröter, Susanne (2002): *FeMale. Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern*. Frankfurt a.M.: Fischer.

Siems, Dorothea (2013): Jede dritte Akademikerin bleibt ohne Kind. Statistiker erwarten nach 2020 einen weiteren Einbruch bei den Geburtenzahlen. Hg. v. WeltN24. Online verfügbar unter [https://www.welt.de/print/die\\_welt/politik/article121663752/Jededritte-Akademikerin-bleibt-ohne-Kind.html](https://www.welt.de/print/die_welt/politik/article121663752/Jededritte-Akademikerin-bleibt-ohne-Kind.html), zuletzt geprüft am 24.11.2016.

Sieverding, Monika (1992): Wenn das Kind einmal da ist ... Die Entwicklung traditionellen Rollenverhaltens bei Paaren mit ursprünglich egalitären Rollenvorstellungen. In: Leokadia Brüderl und Bettina Paetzold (Hg.): *Frauenleben zwischen Beruf und Familie*. Weinheim: Juventa, S. 155–170.

Statistisches Bundesamt (2013): *Geburtenrends und Familiensituation in Deutschland*. Wiesbaden. Online verfügbar unter <https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2013/Geb>

urten\_2012/Begleitheft\_Geburten.pdf?\_blob=publication File, zuletzt geprüft am 24.11.2016.

Strauss, Anselm L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. Stuttgart: UTB.

Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet (1990): Basics of qualitative research. Newbury Park: Sage.

Strübing, Jörg (2013): Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende. München: Oldenbourg.

taz.die tageszeitung (2016): Männer können Mütter werden 38, 19.10.2016 (11151), S. 1.

Villa, Paula-Irene (2001): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Villa, Paula-Irene; Moebius, Stephan; Thiessen, Barbara (2011): Soziologie der Geburt. Diskurse, Praktiken und Perspektiven. Frankfurt a.M.: Campus.

West, Candace; Zimmermann, Don H. (1987): Doing Gender. In: Gender & Society 1, S. 125–151.

Wittig, Monique ([1981] 2012): One is not born a woman. In: Henry Abelove (Hg.): The Lesbian and Gay Studies Reader. Hoboken: Taylor and Francis, S. 103–109.

Zifonun, Darius (2004): Politisches Wissen und die Wirklichkeit der Politik. Zum Nutzen der Wissenssoziologie für eine Bestimmung des Politischen. In: Schwellung, Birgit (Hg.): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien, Methoden, Problemstellungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 257–275.

